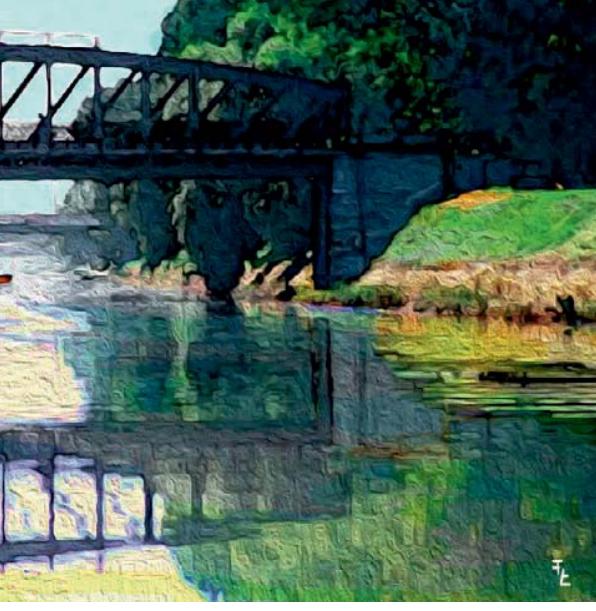
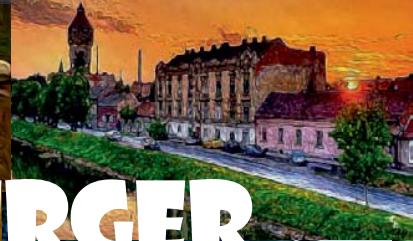
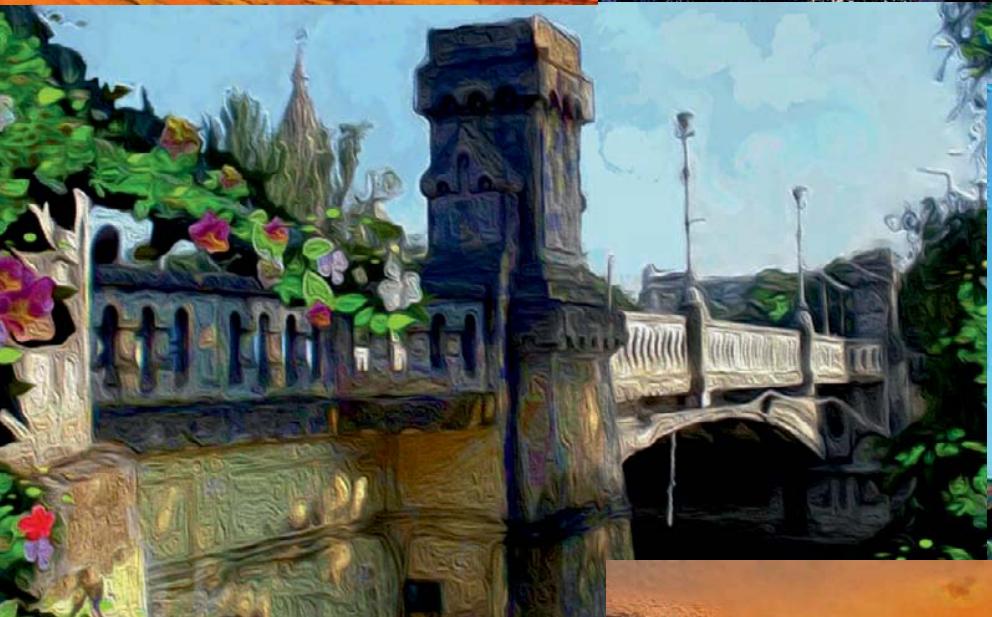


2015



TEMESCHBURGER HEIMATBLATT



EHRENTAFEL

DER MEDIKAMENTENSPENDER

Dr. Johannes GÄBLER-Bergneustadt
Dr. Gabriele GLESSING-Reutlingen
Maria GOMA-Kirchentellinsfurt
Theresia KERNER-Landshut
Dr. Dieter KOCH-Karlsruhe
Dr. Ingeborg POSER-Metzingen
Dr. Joachim SABIERAJ-Eningen u. A.
Dr. Karl Heinz SEEGER-Dettingen/
Erms
Dr. W. Alfred ZAWADZKI-Reutlingen

Herausgeber:

HOG TEMESCHBURG;

Druck: Fischbach Druck GmbH - Reutlingen, August 2015

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT 2015; 26. Jahrgang

COPYRIGHT: **HOG TEMESCHBURG.** Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes, Gestaltung, Layout und Redaktion:

Dr. W. Alfred Zawadzki, Obere Wässere 3-7, 72764 Reutlingen, Tel. 0 71 21 / 24 06 25; Fax. 0 71 21 / 21 07 36;
Email: Dr.W.Alfred-Zawadzki@t-online.de

Folgende Landsleute haben aktiv mitgewirkt: Emil Banciu; Harald Berwanger; Hans Bohn; Dr. Hans Dama; Uwe Detemple; Ottmar Baldur Feistammel; Hans Fink; Dr. Hans Gehl; Robert Glatt; Harry Graf; Anita Hockl-Ungar; Ingrid Huth-Bär; Marliese Knöbl; Michael Koppi; Helga Korodi; Kathrin Kramer; Elisabeth Kronenberger; Dipl.- Ing. Josef Lutz; Dr. Franz Marschang; Eva Marschang; Margarethe Mayer; Ernst Meinhardt; Peter Mildenberger; Altraut Ost; Mathias Possler; Hans Reeb; Dipl.- Ing. Ines Reeb Gische; Horst Samson; Henriette Stein; Radegunde Täuber; Dr. Arnold Töckelt; Brigitte Zawadzki; Erika Zawadzki; Remo Zawadzki; Dipl.- Ing. Almuth Ziegler; Roswitha Ziegler.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge steht der jeweilige Verfasser ein! Für konstruktive Kritik sind wir dankbar!
Bitte alle Leserbriefe an obige Adresse zu schicken. Die Karikaturen sind von **Coloman Müller** und **Franz Bitzenbinder**. Alle anderen Grafiken, Kunstdrucke und Textsymbole sind von **Fred Zawadzki**.



Verehrte Damen, sehr geehrte Herren, liebe Landsleute,

Unser neues Heimatblatt, das Fünfzehnte seit der neuen Redaktion, umfasst 100 Seiten, vollgepackt mit Temeschburger Geschichte, kulturellen Leckerbissen und erlebten Ereignissen aus unserer alten Vaterstadt.

Herzlichen Dank allen Heimatblattsympathisanten, die sich bereit erklärt haben ihr ausgelesenes Exemplar an die Redaktion zurückzuschicken um es weiteren Interessenten zur Verfügung zu stellen!

Unsere stellvertretende Vorsitzende **Roswitha Ziegler**, überwacht akribisch unsere Homepage und hat Möglichkeiten geschaffen allen Anwärter Auszüge von einzelnen Artikel auch als PDF-Datei zukommen zu lassen. Sie ist auch für die Geburtstagskinder, verstorbene Landsleute und Jubiläen zuständig und kann jederzeit unter der E-Mail Adresse: **Rosy.Ziegler@web.de** erreicht werden. Ihr gebührt ein besonderer Dank für die unermüdliche Arbeit zum Wohle unserer „Leseratten“ und an Heimatverbundenheit interessierten Temeswarer.

Unserem Motto „**Kunst und Kultur in Temeswar**“ sind wir zwar treu geblieben, konnten aber unsere Serie „Temeswarer Museen und Galerien“ nicht weiterführen, da der Bericht über das „Banater Museum“ bei Redaktionsschluss noch nicht vorlag. Im kommenden Jahr, folgt der letzte Teil dieser von **Ines Reeb Gische** begonnenen Serie.

Apropos „**Kunst und Kultur in Temeswar**“. Mir wurde die unangenehme Frage gestellt – unangenehm, weil schlecht zu beantworten – warum wir in Temeswar und Umgebung unser Erbe verfallen ließen? Gemeint war in diesem Zusammenhang das zerfallende Berwanger-Haus in Freidorf mit der sonderbar anmutenden Ehrentafel. Dazu finden Sie einen Artikel auf Seite 26, der als Würdigung für Niki Berwanger geschrieben wurde, aber auch als Ansporn für die HOG Freidorf und das Demokratische Forum in Temeswar dienen soll, in unserer Vaterstadt befindliche mehr oder weniger lädierte Ehrentafeln nicht einfach verkommen zu lassen, sondern, z. B. im Museumszimmer des Forumssitzes aufzubewahren und gelegentlich – zu Jubiläen – auszustellen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Liebe Freidorfer, wir wollen uns nicht vordrängen, aber – und ich spreche hier im Namen des Vorstandes der HOG Temeschburg – wir sind hier gerne bereit auch

EDITORIAL

Verantwortung zu übernehmen und mitzuhelpfen, wenn unsere Mitarbeit erwünscht wird!

Wir haben die HOG Freidorf angeschrieben und von der an uns herangetragene Problemstellung berichtet. Obwohl wir bis zum Redaktionsende vom Vorstand noch keine Antwort erhalten haben, verspreche ich dran zu bleiben und in der nächsten Ausgabe wieder zu berichten.

Siebzig Jahre nach Ende des zweiten Weltkrieges, nach dem Tod von 60 Millionen Menschen, die an der Front gefallen sind, in Konzentrationslagern ermordet wurden, in Bombennächten verbrannt, an Hunger, Kälte und Gewalt, auf der großen Flucht ihr Leben lassen mussten, verpflichtet uns zu einem zweiten Motto: „Zeitzeugenberichte aus der Nachkriegszeit“, ein Leitgedanke den wir auch in den nächsten Heften weiterverfolgen werden. Russlandverschleppung und Bärigan-Deportation miteingeschlossen! Unsere Schriftführerin **Ines Reeb Gische** hat einen Fragekatalog ausgearbeitet und an potentielle Mitglieder verschickt. Das Echo war anfangs schlepend, kam dann aber in Fahrt und hat eine ganze Sammlung von Erinnerungsberichten generiert, die wir in den kommenden Heimatblättern bringen werden.

Das Thema „70 Jahre Frieden – Nie wieder Krieg“ wurde von unserem Vorstandsmitglied **Helga Korodi** in ein Schulprojekt mit eingebaut – hat eine große Resonanz unter den Schülern ausgelöst – und wird auch Thema im geschichtlichen Kapitel des nächsten Jahres sein.

Im Namen unserer hart arbeitenden Mannschaft, bedanke ich mich hiermit für die große Anzahl von Leserbriefen, E-Mails und Anrufern, die bei uns eingegangen sind, für Ihre Treue und Unterstützung auch finanzieller Art.

Ein Riesenlob auch allen **Ärzten und Apothekern**, vor allem aus dem Reutlinger Raum, aber auch aus Bayern und Nordrhein-Westfalen, die uns nach wie vor mit Medikamenten und medizinischem Gerät unterstützen und es ermöglichen unseren Senioren aus dem Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus in Temeswar moralisch und materiell weiter unter die Arme zu greifen.

Wir freuen uns, dass unsere Arbeit geschätzt wird, dass unsere Leser Spaß am Heimatblatt haben, uns loben und weiterempfehlen. Leider ist die Anzahl der jungen Semester nicht in dem Masse gewachsen, wie wir uns es erhofft hatten – ein Grund der auch den Vorstand dazu bewogen hat vorerst keine weiteren Temeswarer Treffen zu organisieren – aber, wir segeln weiter und erwarten Ihre Anregungen, Vorschläge und Berichte um die Gemeinschaft aller in der Welt verstreuten Temeschburger so lange wie nur möglich aufrechterhalten zu können!

Dr. W. Alfred Zawadzki



INHALTSVERZEICHNIS

Temeswarer und Banater Schwaben – 70 Jahre danach

Dr. W. Alfred ZAWADZKI

Seite 4

GESCHICHTLICHES

Schwäbische Erinnerungsorte
Im 32er Schacht
Die Zauberformel des Meister ILLY
U-Boote im Banat
Kinderwelten entlang der Donau

Dr. Hans GEHL
Coloman MÜLLER
Anita HOCKL-UNGAR
Harry GRAF
Ottmar Baldur FEISTAMMEL

Seite 6
Seite 11
Seite 14
Seite 17
Seite 24

TEMESCHBURGER PERSÖNLICHKEITEN

Nikolaus BERWANGER, in Gedenken
Nobelpreis für Prof. Dr. Stefan HELL
Ivan HOLENDER, zum 80. Geburtstag
Abschied von Coloman MÜLLER
Dr. Phil. Habil. Mathias WEIFERT
Dr. Karl SINGER hat uns verlassen

Dr. W. Alfred ZAWADZKI
Dipl.-Ing. Josef LUTZ
Uwe DETEMPLE
Dr. W. Alfred ZAWADZKI
Dr. W. Alfred ZAWADZKI
Radegunde TÄUBER

Seite 26
Seite 31
Seite 33
Seite 34
Seite 36
Seite 37

KULTURELLES

Tausende Glanzlichter
Ich – Nikolaus Lenau?
„Dort lebe ich noch“
Alexanders Wunschzettel
Fragment über OULU
Anekdotisches
Lyrisches Eck:
Mein Vater, mit seinem Temeswarer Akzent
Hans

Hans FINK
Dr. Hans DAMA
Dr. W. Alfred ZAWADZKI
Robert GLATT
Dr. Franz MARSCHANG
Peter MILDENBERGER

Remo ZAWADZKI
Helga KORODI

Seite 43
Seite 46
Seite 48
Seite 50
Seite 52
Seite 56
Seite 57
Seite 61
Seite 62

GESELLSCHAFT UND VEREINE

„Poli“ Temeswar doppelt aufgestiegen

Ernst MEINHARDT

Seite 65

GAUMENSCHMAUS

Vom Wein und Käse
Man soll dem Leib etwas Gutes bieten...

Dr. Arnold TÖCKELT
Dr. W. Alfred ZAWADZKI

Seite 66
Seite 67

TEMESCHBURGER JUBILÄEN UND JUBILARE

Darstellung des Banats im digitalen Zeitalter
Geburtstagskinder 2015

Emil BANCIU
Roswitha Ziegler

Seite 68
Seite 71

ERLEBTES TEMESWAR

Wie ich das Kriegsende in Rumänien erlebte
In der Heimat gekämpft, gefangen, geflohen, eingemauert
Musterung im kommunistischen Rumänien
Lebenserinnerungen (Teil II.)
Aus meiner Erinnerung
Ein alter Moskwitsch 408
Aktuelle Leserbriefe
Flucht aus der Ceaușescu-Diktatur

Hans Walter REEB
Anton KRÄMER
Peter MILDENBERGER
Michael KOPPI
Marliese KNÖBL
Dr. W. Alfred ZAWADZKI
Lisa KRONENBERGER
Dieter MICHELBACH

Seite 74
Seite 77
Seite 80
Seite 82
Seite 88
Seite 90
Seite 92
Seite 95

Erfassungsbogen für neue Mitglieder

Seite 96



SIEBZIG JAHRE DANACH

von Dr. W. Alfred ZAWADZKI

Im Jahr 2014 erinnerten wir an dieser Stelle noch an ein vergangenes Jahrhundert seit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. In diesem Jahr gibt es schon wieder ein kapitales Ereignis und zwar 70 Jahre seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs: Am 8. Mai 1945 hatte die Wehrmacht bedingungslos kapituliert. Adolf Hitler war tot, sein NS-Regime besiegt.

Das Kriegsende 1945 markierte nicht nur einen weltweiten Epochenbruch – es war auch eine Zeit voll widersprüchlicher Emotionen: Triumph und Niederlage, Rausch und Ernüchterung, Hass und Hilfsbereitschaft. Eine Zeit gekennzeichnet durch ein merkwürdiges Spannungsverhältnis: Einerseits war der Nationalsozialismus schlagartig erledigt. Andererseits lief vieles einfach weiter. Eine echte „Stunde Null“ – wie von manchen behauptet – oder auch nicht.

Wir erinnern an das Ende eines beispiellosen Vernichtungsfeldzuges gegen andere Nationen und Völker, an menschenverschlingende Härte der letzten Kämpfe, an Raserei, sexualisierte Gewalt und andere Verbrechen, an Grauen in den aufgelassenen Konzentrationslagern, danach an Todessmärsche, Flüchtlingstrecks und zerstörte Städte, an sinnlosen Hass und selbstlose Hilfe, an übermächtige Erschöpfung und explodierende Lebenslust, an Tränen der Enttäuschung und an das stille Glück der Davongekommenen.

Die Wucht des Abbruchs hat längst nicht alles in den Abgrund gerissen. Das Deutsche Volk hat sich trotz zerbombter Städte und verbrannter Erde die Fähigkeit bewahrt kollektive Gefühle zu entwickeln und millionenfache individuelle Erinnerungen auf eine Projektionsfläche zu spannen. Wir erinnern hier auch an die Bereitschaft „der Nachbarn“ zu vergeben und zu helfen, was genauso beispiellos gewesen ist wie die Katastrophe, die dieser Bereitschaft vorausging.

Es ist eine merkwürdige Mischung von Gefühlen mit der wir, die Banater Schwaben, heute auf das Kriegsende vor 70 Jahren zurück schauen. Es war ein Tag der Befreiung für ganz Europa. Es war Ende und Anfang zugleich, ein nüchternes

militärisches Zeitmaß, das unter anderem eine langsame und schmerzhafte Aufarbeitung der Geschichte zur Folge hatte. Und noch viel mehr. Zum Beispiel einen verdichteten Raum aus Furcht und Abstumpfung, aus reinem Überlebensinstinkt und großen Pathosformeln, aus brutaler Erschöpfung und Trauer, aus Erleichterung und Sorge vor der Zukunft, aus nackter Überlebensangst, tiefen Traumata und der Sehnsucht nach neuem Glück. Aus Scham, aus einer Ahnung von Schuld, aber auch von Dankbarkeit. Es ist nicht nur eine politische Ordnung zerbrochen, auch Weltanschauungen und Selbstbilder wurden in Ruinenlandschaften verwandelt.

Wir erinnern auch und vor allem daran, dass sich in Osteuropa neue Diktaturen aufgetan haben, die unfassbares Leid hervorbrachten und Minderheiten weiter verfolgten und drangsalierten. Europa wurde nicht zum erhofften Friedensraum sondern zu einem „wilden Kontinent“. Die kommunistische Gewaltherrschaft erzeugte weiter Chaos und Gewalt. Während Ärmel hochgehkrempelt und physische Trümmer beseitigt wurden, schlug man in die Seelen der Vertriebenen und Verschleppten noch tiefere Wunden. Damit begann eine millionenfach geteilte Erfahrung des Verlusts von Heimat, Besitz und körperlicher Unversehrtheit. Flucht vor befürchteter Vergeltung, Vertreibung aus Gründen der Rache, Deportation und erzwungene Umsiedlung im Namen einer politischen und ethnischen Neuordnung, die sich in Ost- und Mitteleuropa noch weit in die Nachkriegszeit fortsetzte.

Die Rumänen haben ja ihre deutschen Mitbürger nach Kriegsende nicht buchstäblich vertrieben, obwohl das für die in Rumänien lebenden Volksdeutschen vorteilhafter gewesen wäre. Der 23. August 1944, der in meiner Kindheit und Jugend als „Befreiungstag vom faschistischen Joch“ an jeder Hauswand zu lesen war und der verblödeten sozialistischen Nomenklatur jedes Jahr Anlass zum „feiern“ gab, kann als „Stunde Null“ und Ausgangspunkt für die Misere unserer Minderheit angesehen werden. Durch den Verrat am Deutschen Reich und dem feigen Übertritt



zu den Alliierten kurz vor Kriegsende wurden alle Deutschen in Rumänien von einem Tag auf den anderen – praktisch im eigenen Land – zu den ärgsten Feinden des rumänischen Volkes.

Im Oktober 1945 schrieb Bertrand Russel dazu in der englischen „Times“: „... in Osteuropa werden jetzt von unseren Verbündeten Massendeportationen in einem unerhörten Ausmaß durchgeführt, und man hat offensichtlich die Absicht, viele Millionen Deutsche auszulöschen, nicht durch Gas, sondern dadurch, dass man ihnen ihr Zuhause und ihre Nahrung nimmt und sie einem langen, schmerzhaften Hungertod ausliefern. Doch das gilt nicht als Kriegsakt, sondern als Teil einer bewussten „Friedenspolitik“.

Von wegen „Friedenspolitik! Es muss an dieser Stelle aber auch gesagt werden, dass sich Russland in seiner Forderung nach Reparationszahlungen an Rumänien nicht auf die deutsche Bevölkerung festgelegt hatte. (Wo in Ungarn die ausgesiedelten Deutschen fehlten, wurde das geforderte Kontingent auch mit erfassten Ungarn ergänzt.) *Trotzdem schickte Rumänien nur seine deutsche Minderheit in die bewachten Arbeitslager in die Ukraine. Diese Tatsache blieb bis heute in Rumänien ein Tabuthema und wurde auch nach siebzig Jahren noch nicht aufgearbeitet!*

Hinzu kommt noch die 1951 erfolgte Zwangsumsiedlung von über 10.000 Banater Schwaben (neben „unzuverlässigen“ Serben und Rumänen) in die Bärägan-Steppe. Es war eine weitere Bosheit der kommunistischen Staatsführung, die sich – im Namen von Marx, Engels, Lenin und Stalin – berechtigt glaubte, seine „Kriegsverbrecher“ zu bestrafen. Es war ein weiterer Konstruktionsfehler des „wissenschaftlichen Sozialismus“, der – obwohl von seinen Begründern nie eingestanden – das pompös angelegte kommunistische Projekt in Europa, Ende der achtziger Jahre, zum Scheitern brachte.

Die langen Nachkriegsjahre der Not und Entsaugung haben uns Banater Schwaben nicht gebrochen; ganz im Gegenteil. Die Bewahrung und Weiterführung unseres alten Kulturgutes half

uns das alles leichter durchzustehen. Und wir haben statt der materiellen unsere „geistigen Güter“ in die alte Heimat unserer Ahnen mitgebracht und damit die europäische Kulturlandschaft erweitert.

Dass wir uns heute, nach 70 Jahren ein „vereintes Europa“ wünschen ist verständlich und erstrebenswert. Solange aber Staatspräsidenten Völkerrecht mit Füssen treten, bleiben wir damit im Rahmen eines Klischees haften. Genauso verhält es sich mit den überall publizierten „nie wieder“-Floskeln. Solange der Ukraine-Konflikt anhält, kann doch davon keine Rede sein. In Europa ist Krieg, es wird täglich geschossen und gemordet; Not und Elend kommt über Dörfer und Familien. Flüchtlinge verlassen ihre Heimat und ziehen ins Ungewisse, Menschen kämpfen wieder um ein Stück Brot für ihre Kinder, suchen einen sicheren Ort zum Schlafen, bangen um Sohn, Frau oder Mann auf den Kampffeldern. Auch wenn Russland 2015 noch nicht als Feind eingestuft wird, ist sein Präsident ein Spieler, ein Hasardeur und dadurch für Europa eine Bedrohung! Und die fahlen Gespenster des Klassenkampfes lauern noch immer im bewährtem ideologischen Fundus, ein wachsames Auge stets auf den Klassenfeind gerichtet.

Deshalb kann auch am 70. Jahrestag des Kriegsendes kein Schlussstrich gezogen werden. Unter das Kapitel Geschichte gibt es keinen Schlussstrich. Sie macht solche Gedenktage notwendig, auch wenn Ehrenfeste allein nicht ausreichen! Gedenken können wir nur, wenn wir die Zusammenhänge kennen und ihre Bedeutung verstehen. Und deswegen richte ich an dieser Stelle einen erneuten Aufruf an alle Landsleute, die selbst erfahrenen oder von anderen gehörten Erlebnisse dieser Geschichte niederzuschreiben um sie an die nächsten Generationen weitergeben zu können.

Berichten wir davon, was gewesen ist und wie es war, schreiben wir es auf, tragen wir dazu bei, *unsere Geschichte* festzuhalten und weiterzugeben; es ist unsere Pflicht, die uns niemand abnehmen kann!



SCHWÄBISCHE ERINNERUNGSORTE

von Dr. Hans GEHL

1. Die Bedeutung von "Gedächtnisorten". Heimat und Identität

Der Volkskundler Pierre Nora führte 1984 den französischen Begriff *lieu de mémoire* ("Gedächtnis-" oder "Erinnerungsortes") in der Ethnografie ein. Untersuchungen über symbolhafte Gedächtnisorte in Osteuropa wurden später am "Zentrum für Osteuropastudien" an der Universität Kiel eingeleitet. Es geht um die Neubewertung von Denkmälern, aber auch von Jubiläumsfeiern, von literarischen Texten über Vertreibung und Umsiedlung und um Mythologisierungen, etwa der serbischen Niederlage in der Schlacht auf dem Kosovo 1386 zu einem "serbischen Golgotha", das im Kosovo-Krieg instrumentalisiert wurde. Die Donauschwaben bezeichnen ihre Entretung und verlustreiche Internierung auch als "Leidensweg". Bekanntlich wurde im Südschwarzwälder Herrischried am 2. September 2001 ein „Schicksalsweg der Banater Schwaben“ mit Etappen ihrer Geschichte eingerichtet.

Gedächtnisorte wie Denkmäler und Begriffe sind Zeichen für bewusste symbolische Politik, Sammelpunkte kollektiven Selbstverständnisses gegen Fremdbestimmung und kollektive Kränkungen der Vergangenheit. Der 30. Deutsche Volkskundekongress in Karlsruhe von 1995 analysierte symbolhafte Gedächtnisorte und 2003 erschien in Frankfurt am Main der Tagungsband von Jaworski, R./Kusber, J./Steindorff, L. Dazu zählt auch der Symbolgehalt der Grenzen, die verbinden – wie die durchlässigen Grenzen im Dreiländereck Baden-Elsass-Schweiz oder die norwegisch-schwedische Grenze, oder die mit rigorosen Grenzkontrollen isolieren wie der Eiserne Vorhang. Ein symbolischer Gedächtnisort war immer der "Vater Rhein", mit seiner "Lorelei-Romantik" der die Touristen wie die Schweizer "Rütli-Wiese" anzog. Symbolträchtig ist die Verwendung des alten Fachwerks im heutigen Hausbau, die Verzierung von Wänden und Giebeln mit Symbolen des Sonnenrads und des Lebensbaums als Zier motive, nachdem deren Schutzfunktion längst geschwunden ist. Nicht so das Hufeisen auf der Türschwelle, das neuerdings auch das Auto vor Unfällen schützen soll, ähnlich den Kreuze und Rosenkränzen vor der Autoscheibe.

Nach dem Zusammenbruch des Sozialismus 1989 wurden in Osteuropa neue Wappen als Symbole der neuen Demokratien gesucht und dabei auf alte Symbole zurückgegriffen. In Ungarn wurde die Krone des heiligen Stephan, des ersten ungarischen Königs, zum Nationalwappen erkoren. Die sozialistischen Denkmäler wurden von den Straßen und öffentlichen Plätzen entfernt, jedoch die größten in einem eigenartigen Freilichtmuseum am Rande von Budapest aufgestellt. Imre Nagy, der Ministerpräsident Ungarns während der 1956er Re-

volution und Miklos Horthy, der in Portugal verstorbene Reichsverweser Ungarns, wurden feierlich wieder bestattet. Ebenso soll die historische Rolle des rumänischen Staatschefs, Marschall Ion Antonescu, trotz seiner Allianz mit Hitlerdeutschland, patriotisch neu bewertet werden. Auf dem Budapester Milleniumsplatz soll sogar ein neues Denkmal den diskutablen "Überfall Deutschlands auf Ungarn" symbolisieren und die Mitschuld Ungarns am Kriegsgeschehen verharmlosen.

Solche ritualisierte Formen des kollektiven sozialen Gedächtnisses sind "Orte der Erinnerung" in jeder Übergangszeit, die instrumentalisiert werden können, wenn etwa im rumänischen Klausenburg (Cluj Napoca) die Parkbänke und Gehsteige vor Repräsentationsgebäuden in den Farben der rumänischen Trikolore bestrichen werden. Diese Farce erschien den einheimischen Ungarn ist es geschmacklose Provokation, die Gegenreaktionen herausforderte, wie kürzlich den Auftritt des ungarischen Premiers Viktor Orbán, samt Bischof László Tökés in Tusnádfürdő (rum Tușnad, Im Szeklergebiet).

Symbole sind Teil der Arbeiterbewegung und der Massendemokratie, der Religion und verschiedener Minderheiten. Nationale Gruppen halten an ihren symbolischen Überlieferungen und "Gedächtnisorten", vor allem in Umbruchperioden, fest. Solche Umbruchperioden haben auch die Banater Schwaben im 20. Jahrhundert genügend erlebt, wobei die Aussiedlung tiefgreifende Spuren bis heute hinterlassen hat.

2. Besondere Schwaben

Zu den symbolischen "Gedächtnisorten" der Banater Schwaben zählen bereits ihre Bezeichnungen: Schwabe und danach Donauschwabe. Die herkunfts- und entwicklungsmäßig organisch gewachsene deutsche Siedlungsgemeinschaft in Ostmittel- und Südosteuropa wurde von ihren andersnationalen Nachbarn weitgehend mit dem Sammelbegriff Schwaben bezeichnet (vgl. Schwabe als ung. sváb, Pl. svábok, rum. șvab, f. șvăboaică, serbokr. švaba, f. švabica, Pl. švabas), wenngleich es nur teilweise "Abstammungschwaben" waren, d. h. sie stammen nur zum Teil aus dem Schwabenland Württemberg. Die Mehrzahl der Siedler wanderte vielmehr aus anderen Teilen Südwest- und Westdeutschlands (linksrheinische Kurpfalz, Kurmainz, Speyer, Kurtrier, Hessen, Fulda, Würzburg), aber auch aus dem Elsass, aus Lothringen und aus anderen Gebieten ein. Da jedoch bis 1723 viele deutsche Siedler aus Oberschwaben und aus dem Südschwarzwald in Ungarn einwanderten, wurden bereits im 18. Jh. alle nichtösterreichischen Siedler und deren Nachkommen von den Beamten als Schwaben bezeichnet. Zudem



schifften sich viele nachtürkischen Ansiedler in den "Ulmer Schachteln" genannten Flussbooten in Ulm (für ungarische Grundherrschaften, sowie in Ehingen oder Günzburg (für habsburgische Kameralgüter) ein. Unter den angesiedelten entlassenen Soldaten waren auch viele Schwaben. Diese Bevölkerung wurde von den Seuchen des 18. Jahrhunderts dezimiert und zog auch in andere Gebiete weiter. An ihre Stelle traten im Karpatenraum Bayern und Franken, auf die der verallgemeinernde Name Schwaben übertragen wurde. Im 19. Jahrhundert wurde dieser Name allgemein. Die Siedler nannten sogar ihre vielfältigen Mundartvarianten "schwowisch", die Sathmarer Schwaben jedoch "schwobisch".

Es erschienen Bücher wie die von Karl Streit und Josef Zirennner betreute Sammlungen "Schwovische Gsätzle ausm Banat. Gedichte in Banater schwäbischer Mundart" (Temeswar 1969) und "Schwovisches Volksbuch. Prosa und Stücke in Banater schwäbischer Mundart" (Verlag "Neuer Weg" 1970). Bereits 1923 veröffentlichte Karl von Möller in Temeswar das Buch "Wie die schwäbischen Gemeinden entstanden sind". Und der "Schwabenverein für Wien, Österreich und dem Burgenland brachte 1963 in Wien ein Büchlein für Johann Szimits (1852-1910), dem "schwäbischen Volksdichter des Banats" heraus, der eigentlich serbischer Abstammung war und sich in die schwäbische Bevölkerung seiner Heimatgemeinde Bogarosch (Bulgăruș) integrierte. Szimits selbst beschrieb den typischen Schwaben im Gedicht "Banater Landsleut":

Josef Gabriel d. J. differenzierte die "schwovische Mundart" bzw. "Mottersproch" in seinem Gedicht "Mir Schwowe rede phälzisch": ("Die liewi phälzer Sproch, die hall mer hoch!")

Ein symbolträchtiger Gedächtnisort für die Banater Schwaben der Nachkriegszeit wurde die Erzählung des Schwabendichters Adam Müller-Guttenbrunn (1852-1923) "Der kleine Schwab. Abenteuer eines Knaben" (erschienen 1910). Der Roman erschien auch in rumänischer Übersetzung als "Micul șvab", 1978 im Temeswarer Facla Verlag und Heinrich Lauers Roman von 1987: "Kleiner Schwab – großer Krieg", der das Erleben des Weltkriegs als Weltuntergang, die Flucht eines kleinen Schwaben ins Chaos und seine Heimkehr in eine fremd gewordene Welt beschreibt.

Zu erwähnen sind aber auch pejorativ belastete Bezeichnungen wie der ungarische Ausdruck *buta svábok* 'dumme Schwaben', der besonders auf die Deutschen in Ungarn und die Sathmarer Schwaben gemünzt ist und das serbische Substantiv *švabas* der Nachkriegszeit, das alle jugoslawischen Donauschwaben mit Kollektivschuld belegte und verteufelte.

Die Bezeichnung Donauschwaben für die deutschen

Siedler im südöstlichen Mitteleuropa wurde erst nach dem Vertrag von Versailles/ Trianon, 1922 vom Grazer Geografen Robert Sieger geprägt und anschließend von Hermann Rüdiger, Geograf am Deutschen Auslands-Institut Stuttgart, verwendet. Dieser Name setzte sich in den 1930er Jahren durch. Zur Unterscheidung von den württembergischen Schwaben wurde zunächst von den Schwaben im Osten, Schwaben in Ungarn und Banater Schwaben gesprochen. Doch nach 1918 wurden die ungarländischen Schwaben auf die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns, Ungarn, Jugoslawien und Rumänien aufgeteilt, und deshalb konnte nicht mehr von "ungarischen Schwaben" allein gesprochen werden. Um aber nicht "südslawische, Banater, Sathmarer und ungarländische Schwaben" den binnendeutschen Schwaben gegenüberzustellen zu müssen, fand man schließlich eine gemeinsame Bezeichnung für alle diese Gemeinschaft deutscher Gruppen.

Die Benennung Donauschwaben ist als wissenschaftliche Verallgemeinerung eines Teilbegriff zu verstehen, ähnlich der Sammelbezeichnung Sachsen für die mittelalterlichen deutschen Siedler in Siebenbürgen, die zumeist Moselfranken sind oder Palatines für alle deutschen Siedler (nicht nur Pfälzer) in Pennsylvania oder französisch allemands für alle Deutschen, nicht nur für die benachbarten Alemannen. Der Begriff Donauschwaben steht im Gegensatz zu Donaubayern, die sich wie alle Stadtbewohner nicht als Schwaben verstanden, Banater bzw. Sathmarer Schwaben, die auf ihre Eigenständigkeit pochten, sowie zerstreute Deutsche aus Ungarn und Rumänien. Eine politische oder kulturelle Einheit erreichte nur das Banat 1773-1778 und 1849-1960). Dennoch setzte sich die Bezeichnung Donauschwaben bei den Betroffenen und in der (historischen, geografischen und ethnografischen) Fachliteratur durch, englisch als The Danube Swabians, italienisch Svevi del Danubio, ungarisch A dunamenti svábok, rumänisch Șvabi dinăreni und serbokroatisch als Švaba pudunavskih, für das Eigenartige dieser deutschen Volksgemeinschaft.

Die Donauschwaben entstanden als neue Ethnie aus der Mischung mosel-, rhein- und mainfränkischer, pfälzischer, schwäbischer, bayerischer und österreichischer, sudetendeutscher, schlesischer u. a. Siedler, wobei auch einige französische, italienische, südslawische und weitere Elemente aufgenommen wurden. Diese Ethnie gewann im Verlauf von etwa 250 Jahren allmählich ihre eigene Identität durch die Mischung und Herausbildung besonderer Dialekte und Bräuche, neuer Flur-, Siedlungs-, und Hausformen, neuer Rechtsgrundsätze, einer im Barock verankerten vielgestaltigen Volkskunst, dsgl. durch einen besonderen Geschichtsverlauf, durch ihre geografische Lage und eine sie prägende multiethnische Umwelt.

Darauf beziehen sich Publikationen wie "Donauschwä-



bische Sagen, Märchen und Legenden" (München 1952) von Hans Diplich und Alfred Karasek. Diplich erhielt 1962 in Stuttgart den Donauschwäbischen Kulturpreises vom Patenland der Donauschwaben, Baden-Württemberg. Den Namen des Schriftstellers und Kulturpolitikers Adam Müller-Guttenbrunn tragen der 1968 gegründete deutsche Literaturkreis in Temeswar, der Sitz des Temeswarer Altenheims und des Demokratischen Forums der Banater Deutschen sowie die Grundschule in Guttenbrunn/Zăbrani

3. Heimat als Erinnerungskult

In Deutschland, hat "Heimat" (auch Vaterland, selbst Muttersprache) für manche linke Ideologen etwas Verdächtiges und wird gern in die "rechte Ecke" gerückt. Der Begriff Heimat ist dennoch berechtigt und wird in unseren Zeitschriften gerne thematisiert. Allerdings wurde der Begriff im Schlepptau hoch schlagender patriotischen Wellen oft überstrapaziert, als "das Land, wo deine Wiege stand". Die Bedeutungen des komplexen Heimatbegriffs; Heimat sind:

1. gelebter bzw. erlebter und von Menschen geschaffener Raum;
2. erlebte und überlebte Zeit, also Erinnerung;
3. der Ort der Arbeit und der Tätigkeit; bei den Römern galt: Ubi bene – ibi patria (Wo es mir gut geht und wo ich akzeptiert werde, dort ist meine Herimat)..
4. Kommunikation, Bekanntschaft, Freundschaft und Liebe.

Für die Donauschwaben und die Banater Schwaben bedeutet Heimat gemeinsam erlebte Geschichte, deren Erinnerung im kollektiven Gedächtnis der Gruppe weiterlebt. Die Zeit des Großen Schwabenzuges wird ihnen häufig ins Gedächtnis gerufen (kürzlich auf den Banater Heimattagen in Ulm, die Befreiungsschlacht von Temeswar 1716, im populären Volkslied "Prinz Eugen der edle Ritter" und in der Volkssage "Der Prinz-Eugen-Brunnen" (in Jahrmarkt). Die gemeinsame Herkunft (Dorfgemeinde) gibt den Gruppenmitgliedern ein Gefühl der Sicherheit, das in Treffen, Wallfahrten und Heimatstuben gepflegt und der nächsten Generation weitergegeben wird.

Allerdings muss sich jeder Einzelne über seine persönliche Beziehung zu den Begriffen Heimat und Identität selbst Rechenschaft geben, denn Gefühle sind verschieden.

4. "Landsleute" mit gemeinsamer Kultur

Hans Diplich analysierte 1973 "Das Bild des Deutschen im Blickfeld des Rumänen" und in den 1950er Jahren drückte der ehemalige Rektor der Klausenburger Universität, Constantin Daicoviciu seine Freude darüber aus, dass Diplich die Dichtungen seines Volkes in die

Sprache Goethes übersetzt hatte. Im gleichen Brief schrieb er weiter:

"Ce bine-mi pare că sîntem amîndoi bănățeni – lanțmani – cum zicem noi. Eu mis depe lângă Caransebeș (aus Cărăvan)." (Zu Deutsch: Wie freut es mich, dass wir beide Banater sind – Landsleute, wie wir sagen. Ich komme aus Cărăvan bei Karansebesch.)

Diplich hält fest, dass der Begriff "lanțmani" (rum. Pl. von lanțman über den gleichfalls entlehnten Begriffen pauăr 'erfolgreicher Landwirt' maistur 'Handwerksmeister' und molăr 'Zimmermaler' steht und alle Einzelpersonen und Stammesgruppen aus demselben Wohngebiet integriert. "Banater Landsmann" heißt, sich auf die gemeinsame Heimat berufen, heißt auch: Wertschätzung, die sich aufs gleiche Herkommen beruft, ohne die verschiedene Abkunft zu berühren. Diplich glaubt im Deutschenbild der Rumänen etwas wie "Heimweh nach dem Zustand von einst", nach der österreichischen Ordnung, ausmachen zu können (Essay. Beiträge zur Kulturgeschichte der Donauschwaben. Homburg/Saar 1975).

Es ist erfreulich, dass heute viele Ungarn und Rumänen den Beitrag ihrer – ausgesiedelten deutschen Landsleute als Bereicherung der gemeinsamen Kultur empfinden und in der alten Heimat zweisprachige Ausgaben der Werke von Dichtern (des Hatzfelder Dichters Peter Jung) und Künstlern (des Malers Stefan Jäger) herausbringen. Der Direktor der Reschitzauer Kreisbibliothek "Paul Iorgovici" Nicolae Sârbu würdigte 2003 in seinem Essayband über das Banat im Abschnitt "Unsere Deutschen und ihre Heimat" (Nemții noștri – Heimat-ul lor) ihren nachhaltigen Einfluss auf das wirtschaftliche, soziale und geistige Leben und die Gestaltung der Banater Zivilisation während zweier Jahrhunderte. Das Demokratische Forum der Deutschen des Kreises Karasch-Severin bringt ein dreisprachiges Blatt heraus: "împreună – miteinander – együttesen".

5. Lager – ein vielschichtiger Begriff

Die donauschwäbische Geschichte ist an den schicksalhaften Begriff Lager geknüpft. Dieses Wort hat im Deutschen zahlreiche Bedeutungen entwickelt. Lager kann demnach sein:

- 1.a vorübergehende, provisorische Unterkunft für eine größere Gruppe von Menschen,
- 1.b Aufenthaltsort für Menschen, die im Krieg gefangen oder zu einer Strafe verurteilt wurden,
- 1.c Ferienaufenthalt für Jugendliche,
- 1.d Campingurlaub, Schlafplatz,
2. Ort, an dem Waren aufgehoben werden,
3. (Technik) Maschinenteil, das ein anderes, sich drehendes oder schwingendes Teil trägt,
4. Gruppe von Personen, Staaten u. a., die in einer bestimmten Hinsicht einer Meinung sind, auf derselben Seite stehen.



Das Wort kommt aus mhd. leger, zu "liegen". Bis ins 17. Jahrhundert galt die lautgerechte Form Leger, Läger, dann wurde sie durch die dialektale Form Lager (unter Anlehnung an Lage) ersetzt. Die verbale Ableitung belagern heißt 'mit einem Herrlager umgeben'.

Bemerkenswert ist die Verbreitung des Wortes und die Entwicklung neuer Bedeutungen. Das donauschwäbische Substantiv Logorasch, Pl. Logoraschen 'internierter Lagerinsasse' kommt von serbokr. logoraš 'im Lager Internierter'. Dieses ist eine Ableitung von serbokr. logor, einer Entlehnung von dt. Lager, (wobei es auch das Synonym taboru gibt). Deutschen Ursprungs ist auch rum. lagăr 'Truppenübungsplatz, Ferien-, Kriegsgefangenen-, Straflager, Gruppe gleichgesinnte Staaten, Personen, Maschinenteil usw. Das rum. Synonym tabără, 'Truppen-, Ferienlager, Militär, Menge, gesinnungsgleiche Gruppe' (daraus die Redewendung "a lăsa totul tabără" 'ein Kuddelmuddel hinterlassen'), leitet sich aus slaw. taboru ab. Ung. tábor (vgl. das Komp. kényszermunkatabór 'Zwangsarbeitslager') wird bereits 1383 in der Bedeutung 'Heer' erwähnt. Später kommen die Bedeutungen 'Feldlager, Quartier, Heerlager, das Lagern' u. a. hinzu.

Tábor ist ein Lehnwort, wahrscheinlich aus einer türk. Sprache, vgl. osmanisch (veraltet) tabyur 'Gürtel, Pfahlwand', tapkur 'Reihe, Wagenburg'. Es war ein weit verbreitetes Wanderwort, vgl. mong. dapqur 'Schicht, Reihe', neopers. täpqür 'Schicht, Steuer' usw., mit der vermuteten Vorstufe *tabur. Die Zeit der Entlehnung ins Ungarische kann nicht näher bestimmt werden. Aus ung. tábor stammt bulg. tabor, poln. und russ. ebenfalls tabor usw., mit der Bedeutung 'Lager'. Auch das heutige türk. tabur 'Bataillon, geordnete Schar, Abteilung, Karree' stammt als Rückentlehnung aus dem Ungarischen. (Etymologisches Wörterbuch des Ungarischen, S. 1467).

Dabei haben Lager und seine entlehnten Wortformen neue, zumeist schlimme Nebenbedeutungen entwickelt. In Jugoslawien gab es von 1944-1948 aufgrund der AVNOJ-Beschlüsse (Antifaschistischer Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens)-Beschlüsse für die landesweit enteigneten und entrichteten Donauschwaben berüchtigte Arbeitslager, in denen die internierten Donauschwaben von serbischen Partisanen bewacht und drangsaliert wurden. Arbeitsunfähige, alte und kranke Personen sowie Kinder kamen in Sammellager (wie Rudolfsgrad/ Knićanin), wo viele starben und in Massengräbern verscharrt wurden. Im Sprachgebrauch der Betroffenen hießen sie Internierungs-, Hunger-, und Vernichtungslager. Von den inhaftierten Deutschen starben in diesen Lagern (bzw. wurden umgebracht) über 48.000 Menschen und wurden pietätslos in Massengräbern verscharrt (vgl. Wildmann, G./Sonnleitner, H./Weber, K. 1998: Verbrechen an den Deutschen in Jugoslawien 1944-1948. München 1998.) Erst heute werden ihnen von überlebenden Familienangehörigen

würdige Gedenkstätten errichtet werden. Diese Erfahrungen werden von Überlebenden in statistischen in Berichten und literarisch behandelt. Meine Interviewpartnerin Anna Sokoli *1902 berichtete 1990 in Apatin (Batschka) auf Tonband 179-A im Tonarchiv des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, dGL Tübingen:

Die alte Lät un die Kinnr ware im Lager in Kruschewl (Kruševlje) un in Gakova (Gakovo), un die was noch arwede henn kenne, die sinn eigetaalt worre iwareal hiefer uf die Arwet. Ich war in Kärnäi (Krnjaja) im Schnitt (Weizenernte). Zu esse ware gekochti Ärbse. Die hamm rass gschmeckt un die Kefer sin druf rumgschwumme. Brot hemmer krigt Gärschtebrot. No hemmer halt gesse bissl Brot un die Supp. Un die Ärbse ware so hart, die hemme nausglärt, des war unser Koscht. Awer die Arme in Gakova un Kruschewl, die alte Leit, henn jo nit emol des kriegt, die sinn jo alli verhungert. Kukruzschrot henn sie kriegt un nit emol des manchsmol. Mei Mutter wor zwaansezich Jahr alt, wie sie gstarwe is.

In gewisser Weise ähnelten diese unmenschlichen jugoslawischen Lager den Konzentrationslagern der deutschen Nationalsozialisten, in denen ein einmaliger Völkermord stattgefunden hatte. Auch die donauschwäbischen Opfer waren Zivilisten, vor allem Frauen, Kinder und Alte, denen Verrat und Kollektivschuld unterstellt wurde. Diese unberechtigte Anklage wurde auch noch Jahrzehnte danach erhoben. Bis in die 1990er Jahre erschienen in Jugoslawien hasserfüllte Bücher gegen die Donauschwaben, aber auch gegen alle Deutschen.

Erst in letzter Zeit setzte langsam ein Umdenken ein. Im Vorwort des Bandes "Ein Volk an der Donau" von Nenad Stefanović, 1996 (auch in deutscher Übertragung 1998) erschienen, schreibt der Belgrader Professor Zoran Žiletić, dass die Donauschwaben in der Wojwodina wegen ihrem Besitz kollektiv als Kriegsverbrecher abgestempelt worden waren. Diese strafliche Politik des AVNOJ-jugoslawischen Gerichtswesens habe am 11. November 1945 im nachhinein die Internierung der deutschen Bevölkerung in bewachte Häuserblocks gerechtfertigt, die eigentlich schon ab Herbst 1944 durchgeführt worden war, um Titos Kolonisten, als Dank für Verdienste im Partisanenkrieg, in die donauschwäbischen Häuser einweisen zu können. Titos Gefolgsleute und Geschichtsfälscher haben diese Rechtsbeugung und die Vernichtung der Donauschwaben 50 Jahre lang vor ihrem Volk verheimlicht. Heute suchen allerdings junge Intellektuelle aus der Wojwodina die Wahrheit über ihre Geschichte, an der die Donauschwaben ihre Nachbarn über 250 Jahre.



Das Substantiv Lager erhielt eine weitere schlimme Bedeutung als bewachte 'Verschleppungslager' in der Sowjetunion, vor allem in Kohlerevieren der Ukraine (im heute wieder unruhiglich bekannt gewordenen Donezbecken), in denen 74.000 Rumäniendeutsche von 1945 bis 1948 (manche sogar bis 1952) Zwangsarbeit verrichten mussten. In diesen Lagern entstand ein Volkslied mit vielen Varianten, das die verzweifelten Menschen bis zur Heimkehr auf die bekannte Melodie von "Wolga, Wolga ..." sangen:

Tief in Russland an der Wolga (bei Stalino)
Liegt ein Lager, streng bewacht,
Drinnen wohnen deutsche Mütter,
Aus dem Banat (der Batschka) hergebracht ...
(Gottfried Habenicht: Leid im Lied, Südost- und ostdeutsche Lagerlieder und Lieder von Flucht, Vertreibung und Verschleppung. Freiburg 1996, S. 179 f.)

Als Lager angesehen wurde auch der Zwangsaufenthalt von mehr als 10.000 Banater Deutschen (Serben und Ungarn) in der Bärägan-Steppe, während der Deportation von 1951-1955. Auch dazu klagten die verzweifelten Menschen ihr "Leid im Lied":

O Bärägan, o Bärägan,/ jetzt sind wir in der Wüste dran,
Der Wind weht heiß,/der Staub fliegt hoch,
Die Menschen hausen tief im Loch ...
O Bärägan, o Bärägan,/Ein stiller Friedhof fängt hier an
...
(Dieses Lied wurde ebenfalls von Habenicht 1996 veröffentlicht).

Und schließlich wurde das Wort Lager von den geflüchteten und ausgesiedelten Donauschwaben nach 1945 im Sinne von 'Flüchtlings-, Auffang- und Übergangslager' in Deutschland und Österreich gebraucht. Darin verbrachten die Neuankömmlinge die erste Zeit auf engstem Raum. Der 1914 geborene Jakob Deh aus Neu Pasua (Syrmenien) beschrieb mir 1988 seine Lageraufenthalte nach der Ankunft in Deutschland:

Vun Esterreich simmer uf Deutschland riewekomme, no simmer ins Lager Biberach komme. No ware mer dort acht Teg, no semmer nach Niedernau ins Lager, aa acht Teg, un no senn mir do riewekomme nach Reitlingen. Nor mei Schwager un ich, mir senn weger dem Gepeck in dem Lager zurückgebliebe.

(Nach: Tonband 129-A im Tonarchiv des IdGL Tübingen)

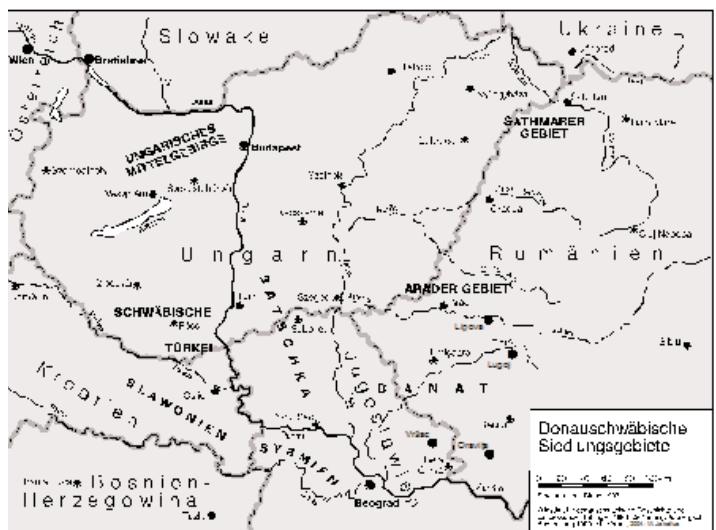
Auch die Spätaussiedler, vor allem jene aus Rumänien, Russland und Kasachstan, wurden seit den 1970er Jahren bis zur Gegenwart in Übergangslager des Bundes und danach jenes Landes der Bundesrepublik untergebracht, dem sie zugeteilt wurden. In dieser, zwar auch beengten, doch durchaus komfortablen Unterkunft

(meist drei-Zimmer-Appartements, je ein Zimmer für eine andere Familien, mit gemeinsamer Küchen- und Badbenutzung) verbrachte man die erste Zeit, bis man von der Stadt eine Sozialwohnung zugeteilt erhielt oder sich eine Wohnung mieten, ggf. auch mit einem staatlichen Aufbaudarlehen selbst bauen konnte. Die an die früheren Zwangsunterkünfte während der Vertreibung und Deportation anknüpfende Bezeichnung "Lager" ist für die staatlich geförderten Wohnheime, für deutsche Spätaussiedler, sicherlich nicht mehr angemessen.

xxx xxx xxx xxx xxx

Weitere wichtige "Erinnerungsorte" und Bezugspunkte für die schwäbische Identität wären HAUS (Wohn- und Elternhaus) mit seinen wechselnden Bauformen und Inhalten, KIRCHE (als überragendes Baudenkmal, Träger einer österreichisch geprägten Bauweise und Begleitpunkt durchs gesamte Menschenleben) sowie KIRCHWEIH, das wichtigste Fest im banatschwäbischen Jahreskreis, das bei allen Donauschwaben dieselbe überragende Funktion erfüllte wie der Karneval im heutigen Brauchtum Deutschlands. Sie entwickelte sich aus den mitgebrachten Brauchelementen zur einheitlichen Banater Kirchweih (mit wenigen lokalen Besonderheiten) und erhielt sich bis heute in Restformen im Banat und bei den ausgesiedelten Banater Landsleuten.

Doch die Erörterung dieser symbolischen "Erinnerungsorte" würde hier zu weit führen und bleibt einem weiteren Beitrag vorbehalten.



Übersichtskarte donauschwäbischer Siedlungsgebiete
Karte zur Verfügung gestellt von Dr. Hans GEHL



IM 32ER SCHACHT

Entnommen aus Coloman MÜLLERS „Die andere Seite“ Band II.

von Coloman MÜLLER

Da zu unserem Trust eine Chemiefabrik bzw. ein Chemieunternehmen gehörte, wurde ich einer Kohlengrube zugeteilt.

Wir waren fünfzehn Leute aus unserem Lager, zwölf Männer und drei Frauen, die von einem "Flintenweib" zur "Kontora", ins Büro des Schachta tridzatzvaraja, des Zweiunddreißiger Schachtes geführt wurden. Man schrieb uns auf und teilte uns in drei Schichten ein. Je vier Männer und eine Frau pro Schicht. In einem "Sklad", einem Lagerraum, wurden uns "spezowkas", Arbeitskleidung, bestehend aus einer leichten grauen Baumwolljacke und einer grauen, ebenso leichten Hose gegeben. Die Frauen hingegen erhielten eine "Fufaika" und eine "Watnyi briuki", eine wattierte Jacke und eine wattierte Hose.

Für den Empfang dieser Arbeitskleidung mussten wir unterschreiben. Die Männer wurden zum Schacht-Untertag und die Frauen im Freien als "Porodschiki", Ge steinsausleserinnen eingeteilt. Die erste Gruppe, zu der auch ich gehörte, blieb für die erste, die sogenannte "Tagesschicht" dort, während die übrigen – die zweite, die "Nachmittags-" und die dritte, die "Nachschicht" mit dem jungen Flintenweib ins Lager zurückgeschickt wurden.

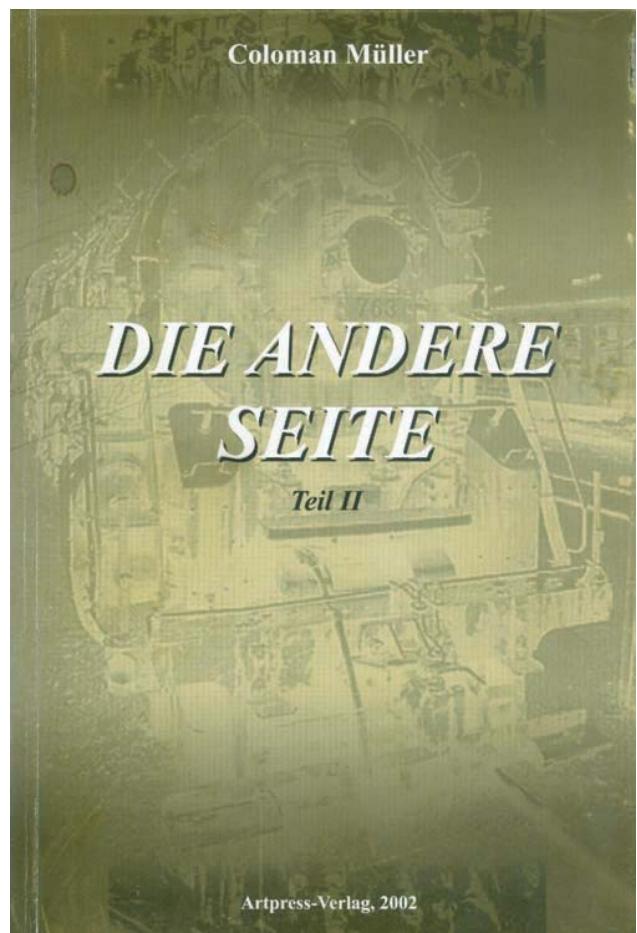
Der 32er Schacht war eine alte, sehr vernachlässigte Kohlengrube, die lange Zeit nicht mehr in Betrieb war. Als der Krieg ausgebrochen war und man jede Menge Kohle benötigte, wurden auch die weniger rentablen Gruben wieder instandgesetzt. So war es auch mit diesem Schacht. Die Kohlenschicht war an der größten Stelle maximal 90 cm dick, an einigen Stellen sogar unter 70 cm. Der Schacht war nicht tief, so dass kein Aufzug nötig war, um an die Kohlenschicht zu gelangen.

Vom Büro wurden wir zum Schacht geführt. Gleich beim Eingang war eine kleine Bude, die "Lampowaja", die Lampenausgabestelle, wo Klawa, eine ältere Russin, je eine Grubenlampe anzündete und uns aushändigte. Eine junge und hübsche Russin begleitete uns in den Schacht.

Wir gingen entlang eines schmalspurigen Gleises, auf dem die "wagonetki", die Grubenwagen, die entweder mit Kohle oder mit "poroda" Gestein, hinauf befördert wurden. Der Boden war sehr rutschig, so dass man sehr aufpassen musste, um nicht auszurutschen und bis zur "Strecke" zu gleiten. Leider geschah das sehr oft und nicht wenige zogen sich bei dieser Rutschpartie ernste Prellungen, manchmal sogar Knochenbrüche zu.

Unten angekommen, wurde jeder einem Russen zuge teilt. Ich ging mit dem Mädchen etwa 60 Meter entlang der Strecke, wo ein mittelgroßer, kräftig aussehender Russe, so um die Vierzig, mit dem Aufladen einer Lore beschäftigt war. Das Mädchen sagte ihm, ich sei sein Mitarbeiter. Wir stellten uns einander vor.

Snajesch po russki? (Kannst du Russisch?) - Njem noschka (Ein wenig). Ladno, psmotrim (Gut, wir wer den sehen). Vermutlich war ihm mitgeteilt worden, dass er eine Hilfe bekommen werde. Er gab mir eine Schau fel, die in einer Ecke lag und wir luden die Lore mit der Poroda auf. Als der Wagen voll beladen war, schoben wir ihn bis zur Drehscheibe und brachten eine leer Lore zurück. Wir setzten uns und Muratow – so hieß er –



Buchdeckel von Coloman MÜLLERS Zweitband:
"Die andere Seite"

Fotoarchiv: Dr. Zawadzki



erklärte mir, was ich zu tun habe. Das Wichtigste sei, Kohle zu fördern, denn man werde nach der Menge der beförderten Kohle bezahlt.

Eine kleine Lore hat den Inhalt einer halben und eine große den einer ganzen Tonne. Die Kohle werde aus dem schräg aufsteigenden Flöz durch Sprengen gewonnen und mit Hilfe eines "Rischtaks" einer Schüttelrinne, in eine Lore befördert. Damit die frei gewordene obere Stinwand nicht einstürze, müsse diese sicherheitshalber mit dickem Balken abgestützt und nach Weiterversetzung des Rischtaks die leer gewordene Stelle mit der Poroda aufgefüllt werden.

Meine Aufgabe bestehe darin, die Kohle auf die Schüttelrinne mit Hilfe einer Schaufel zu schippen und anschließend die volle Lore zur Drehscheibe zu schieben. Die Kohlenschicht laufe parallel zur Strecke. Um weiter Kohle fördern zu können, müsse auch die Strecke weiter verlaufen. Das werde durch Sprengung des Felssteins erzielt. Dazu gehören zwei Spezialisten: der "Burelschik", der Bohrer, der in den Felsen Löcher bohrt und der zweite, der diese mit Sprengstoff füllt und zündet. Nach der Sprengung werde das Gestein mit der Lore hinausbefördert. Die obere Wand müsse dann abgestützt werden. Diese Arbeit machen die "Krepelschtschiki" mit dicken Holzstämmen die an beiden Seiten aufgestellt werden und darüber würde ein ebenfalls starker Balken angebracht.

Dabei sei bemerkt, dass sich diese Balken oft durch den großen Druck von oben neigen und bersten, so dass man beim Waggonschieben sehr aufpassen müsse, um sich den Kopf nicht zu verletzen. Schließlich werden die Schienen für die Loren weiter versetzt. Wenn nach der Sprengung der Felswand große Steinbrocken herausfallen, müssen diese mit Hilfe eines "Molotoks", eines großen Hammers, zerstückelt und in die Lore geworfen werden. Auch das gehörte zu meinen Aufgaben.

All dies erklärte mir Muratow, auf einem Steinbrocken sitzend, ganz ruhig und klar, damit ich jedes Wort verstehe. Inzwischen drehte er sich eine Mahorka, eine in Zeitungspapier gedrehte Tabak Art, von der er auch mir eine anbot, die ich dankend ablehnte. Als er diese Zigarette mit seinem aus einer kleinen Granathülse erzeugten Selbstzünder anzündete und ich ihn ganz erstaunt anguckte, ich habe nämlich viel von den Schlagwettern in den Kohlengruben gelesen, da beruhigte er mich mit einem Lächeln: Njet has, njet opasno! (Kein Gas, nicht gefährlich!)

Dann aber begann die Arbeit. Die durch seine Erklärungen verlorene Zeit musst eingeholt werden. Ich kroch in den engen Raum mitten in der Kohle. Muratow setzte die Schüttelrinne in Gang und ich begann mit der kleinen Schaufel, auf einer Seite liegend, die Kohle

auf die sich bewegende "Rischtak" zu schaufeln. Die Lage war sehr unangenehm; sitzen konnte ich nicht, da die Abbaustelle sehr niedrig war. Kaum hatte ich mit dem Schaufeln begonnen, fühlte ich, dass die Kohle, auf der ich lag, feucht war. Ein kleiner Rinnensal sickerte aus dem Gestein und bald wurde meine ganze Seite nass. Nachdem die Lore voll war, kroch ich aus dem Flöz heraus, schob das "Waggonet" zur Drehscheibe, kam mit der leeren Lore zurück und das Kohlenshippen, gefolgt von Waggonetschieben ging weiter. Ich wurde immer müder. Obwohl mein russischer Kumpel mir einige Mal mit seinem freundlichen "Dawai otdyhai", eine kleine Ruhepause gönnte, wurde die ungewohnte Arbeit für mich zur Qual.

Als endlich die Arbeit beendet war, schleppte ich mich mit meinen Kumpeln, die auch sehr müde waren, durch den kalte Winter ins Lager zurück. Meine nassen Spezowkis konnte ich neben der Lampowaja, wo ich meine Klamotten beim Eintritt in den Schacht beim Umziehen gelassen hatte, ausziehen und mit meinen trockenen Kleider den Schacht verlassen. Physisch todmüde, moralisch am Tiefpunkt erreichte ich mit Mühe das Lager. Ich hatte nicht einmal die Kraft, in den Speisesaal zu gehen und mein Mittagessen einzunehmen. So dreckig wie ich war, das Gesicht schwarz von Kohlenstaub, kroch ich auf meine Pritsche, legte mich hin und schlief ein.

Eine unsanfte Hand rüttelte mich auf. – Hei, aufstehen, zum Abendappell! Mit einem schweren, schmerhaften Muskelkater stand ich auf und schleppete mich zum Appell in den Hof, wo man uns namentlich aufrief. Da uns inzwischen das Bad, das heißt, der fertiggestellte Duschraum zur Verfügung stand, konnte ich mich vor dem Abendessen noch waschen, so dass ich mich, soweit es möglich war, halbwegs sauber auf meine Pritsche legen konnte und sofort vor Müdigkeit wieder einschlief.

Diese ungewöhnliche, tiefe Müdigkeit hatte eine logische Erklärung. Zwei Wochen im Viehwaggon, dann zwei Wochen Quarantäne im Lager, wobei eine physische Arbeit den Körper aus seiner Starre geholt hatte, dazu die für die "Nichtarbeiter" vorgeschriebene mengenmäßig kleine, kalorienarme Nahrung, hatten den Körper ganz schlapp gemacht. Dann plötzliche die schwere, ungewohnte physische Anstrengung. Für viele hatte das unbarmherzige Antreiben, "dawai, dawai, bistro", fatale Folgen.

Ich hatte mit meinem nachsichtigen Russen viel Glück. Sehr oft kam es vor, dass frühmorgens beim Antreten zur Arbeit mancher fehlte. Als man nach ihnen suchte, lagen sie leblos auf ihren rauen, harten Brettern.

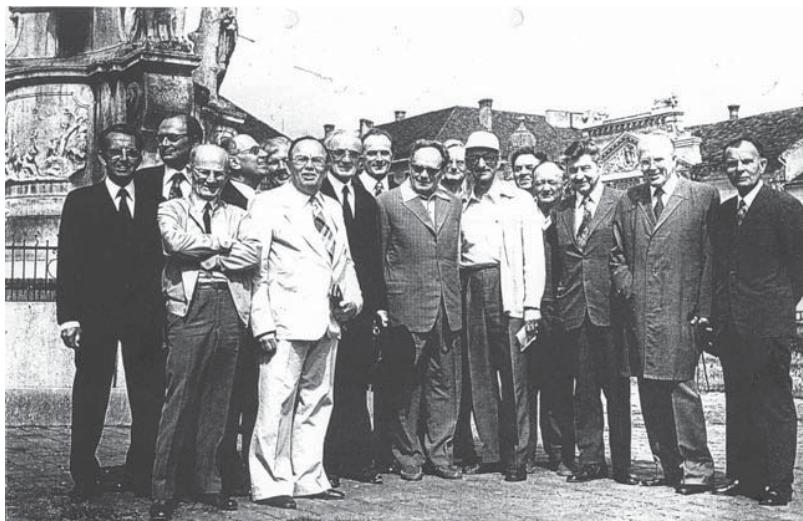
Der zweite Arbeitstag war für mich nicht minder anstrengend. Doch dank dieses verständnisvollen guther-



zigen Muratow, der meinen erbärmlichen Zustand erkennend, mir die schwerste Arbeit abgenommen hatte, ging auch dieser für mich schwere Arbeitstag zu Ende.

Langsam hatte ich die kritische Phase als Schachtarbeiter überstanden. Die 1200 g Brot, die Untertagzlage, und mein noch vorhandener Proviant an Zucker und Speck, die Anpassung an die Arbeitsbedingungen und nicht zuletzt meine Jugend machten die Arbeit erträglich. Doch bis es dazu kam, vergingen viele Wochen mit nennenswerten Ereignissen.

Zum Mittagessen bekamen wir als zweiten Gang noch eine Portion ganz kleine Fische, "Hamsi". Es waren 5-8 cm lange Krim-Anchovis. Eigenartig war, dass viele trotz ihres Hungers diese für sie unbe-kannten Fische nicht anührten. So fand man nach dem Mittagessen mehrere Häuflein dieser Fischchen auf dem Tisch. Ich nahm davon eine Handvoll in den Schacht und fragte meinen russischen Kumpel, ob ihn solche Fische interessieren würden. Er zeigte großes Interesse dafür und so brachte ich ihm jeden Tag alle Fische, die ich auf den Tischen fand. Er bedankte sich immer sehr herzlich. Mit der Zeit wurden diese Häuflein immer kleiner, bis sie am Ende ganz verschwunden waren. Unsere Frauen fanden nämlich heraus, dass man aus diesen Fischchen sehr nahr- und schmackhafte "Salate" herstellen konnte, indem man die Köpfe und Schwänze abschnitt und den Rest in "Sakwaska", (Sauerteig) eingelegt, nach einer Stunde als vitaminreiche Delikatesse genießen konnte.



Coloman MÜLLER (3. von rechts)
inmitten seiner ehemaligen Kameraden bei einem
Treffen 1978 auf dem Temeswarer Domplatz

Fotoarchiv: Dr. Zawadzki

DIE ANDERE SEITE

5 JAHRE RUSSLANDDEPORTATION JANUAR 1945 - DEZEMBER 1949

*Leben, Arbeit und Kulturtätigkeit
in den Internierten-Lagern
1022 „Mischino“ und 1056 „Kapitalnaja“
in Makeewka/Donbas*

von

Coloman Müller

Teil II

*Meinem lieben temeswarer Freund
Dr. Fred Zawadzki - eine kurze
Episode aus der „Deportation“ der
Deutschen in der Sowjetunion.*

Hüllingen, 7.10.2002

Müller

*Originalschrift und Unterschrift
von Coloman MÜLLER aus einer mir geschriebenen
Widmung, kurz nach Erscheinen seines
zweiten Bandes.*

Fotoarchiv: Dr. Zawadzki

Nachtrag:

Coloman MÜLLER (verstorben im April 2015), ehemaliges Vorstandsmitglied der HOG Temeschburg und aktiver Mitarbeiter in der Redaktion des Temeschburger Heimatblattes, wurde im Januar 1945 – wie viele andere Volksdeutsche auch – in die Sowjetunion zwangsverschleppt. Dort musste er in Makeewka (Donbass), bis zu seiner Heimreise im Dezember 1949, im Kohleschacht, im Steinbruch, in der Sandgrube, in der Betonfabrik und in einem Kohletransportunternehmen arbeiten.



DIE ZAUBERFORMEL 7 - 9 - 25 - 25 DES MEISTER ILLY

(Ein Temeswarer – Erfinder des Espressoautomaten)

von Anita HOCKL-UNGAR

Als ich im vorletzten Jahr im Oktober Temeswar, meine Stadt an der Bega, besuchte, um dort noch die letzte wärmende Herbstsonne zu genießen, und mal wieder abzuschalten und Freunde zu besuchen, aber auch Ausstellungen zu besichtigen und neue Eindrücke zu gewinnen, lud ich mir gleich zu Anfang meines Besuches eine Freundin zu einem ausladenden Frühstück ein. Dabei erzählte sie mir, dass wir eventuell in naher Zukunft im Josefstädter Wasserturm die Möglichkeit hätten, dort einen exklusiven Kaffee zu genießen. Der Wasserturm solle umgestaltet werden und einen neuen berühmten Namen erhalten, das "illy-Kaffehaus".

"Wie?, was ?, Wasserturm ?" Ich war bass erstaunt. Sie weihte mich ein und informierte mich, dass die Stadtverwaltung Temeswar gerade sämtliche Archive absuche und interessantes Material aus allen Bereichen sammle, um dadurch die Stadt zur künftigen Kulturfeststadt 2021 zu rüsten und sie wettbewerbsfähiger zu machen. Eben zu diesem Zweck forsche man nach verwertbarem, aufschlussreichem Material, wie zum Beispiel historischen Bauwerken, Geschichtliches oder Persönlichkeiten, die einst wichtig waren oder darüber hinaus sogar berühmt wurden, Rang, Ansehen, Ehre und Ruhm für die Stadt erlangten und jetzt wieder einbringen würden. Erst jetzt wusste ich also Bescheid über eine Weltmarke und Weltfirma, die seit fast 100 Jahren schon lange in aller Munde ist. Umso mehr war ich sprachlos, über die Umstände davor nichts gehört zu haben, dass die weltbekannte Marke und das Unternehmen auf einen Erfindergeist aus Temeswar zurückgeht.



Kaffeeherz mit ILLY-BOHNEN
Fotoarchiv: Dr. Zawadzki

Der berühmte *illy*-Kaffee samt seiner duftenden Apparatur trat Anfang der 30er-Jahre des letzten Jahrhunderts seinen Siegeszug an und beglückt bis heute die verwöhnten Kaffeegaumen der Menschheit rund um unseren Globus. Dieser weltberühmte Illy war kein geringerer als Illy FERENC , Franz, Francesco, ein ungarisch-deutscher Erdenbürger geboren vor fast 1 1/4 Jahrhundert zu k. u. k-Doppelmonarchie-Zeiten in Temeschburg. Es überrascht doch sehr, da es erst jetzt im Zuge der Archiv-Recherchen zu Tage gekommen ist und Illy nur den wenigsten bekannt ist. Was wiederum beweist, dass in der vergangenen, kommunistischen Epoche vieles auch nur annähernd Interessantes, wenn es denn nicht "rumänische Art" war, unter den Teppich gekehrt wurde. Und gerade auch Minderheiten waren es – in Temeswar und im heutigen Rumänien – die es sogar zu Weltruhm brachten und die trotzdem totgeschwiegen wurden.

Dieser Temeswarer Illy Ferenc bzw. Francesco revolutionierte die Kaffeewelt gleich auf mehrfache Weise und ging in die Geschichte als Vater und Erfinder der ersten "Automatischen Espressomaschine" ein. Geboren wurde er am 7. Oktober 1892, laut dem Archiv-Register der römisch-katholischen Kirche in der Josefstadt. Sein Vater, ein ungarischer Handwerker aus Neupetsch (Újpécs) war von Beruf Tischler. Die Mutter, eine geborene Josefstädterin, war eine Deutsche namens Aloisia Rössler. In seiner Kindheit wuchs Ferenc Illy in der Josefstadt auf und soll in einem Haus gegenüber des Elit-Biergartens gewohnt haben, unweit des Küttelplatzes. In seiner Geburtsstadt schloss er eine Buchhalterlehre ab. Davor war er bis 1904 Schüler im Temeswarer Piaristengymnasium. Nach seiner Ausbildung ging er als junger Mann 1914 vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in die 500 km entfernte Hauptstadt, nach Wien, wo er in diversen Unternehmen arbeitete. Noch während des Ersten Weltkrieges gelangte er mit der österreichisch-ungarischen Armee nach Triest an die Adria, damals ein wichtiger Hochseehafen des Habsburger Imperiums und auch heute noch ein bedeutender Handelshafen und Umschlagplatz für Rohöl und andere Waren in Italien und Europa. Illy wurde nach seinem Armee-Einsatz in Triest sesshaft, wo er bis zu seinem Tod 1956 lebte.



Dort begann seine persönliche Erfolgsgeschichte und die seines Unternehmens "Illy" rund um die rot-braune Kaffeebohne. Deren Entdeckung – einer Legende nach – einigen äthiopischen Ziegen zu verdanken ist, die zwischen dem 6. und 9. Jahrhundert im Hochland, in den Regenurwäldern von "Kaffa", einer südwestlichen Region Äthiopiens, eine Entdeckung gemacht haben sollten. Die Ziegen tollten wild und aufgeregt umher und knabberten an roten Kirschen eines Busches namens *Coffea*-Strauch. Dieses bemerkte der Ziegenhirte *Kaldi*. Er kostete ebenfalls von den süßlichen Früchten und spürte alsbald die anregende, stimulierende Wirkung der Kaffeekirschen – Kaffee in seiner Urform –. Kaffa wird als Ursprungsregion des Kaffees betrachtet und auch die berühmte *Arabica*-Sorte stammt vermutlich aus dieser Region. Von dort aus verbreitete der Kaffee sich zunächst im arabischen Raum und eroberte dann im Sturm die ganze Welt. Diese These halten Wissenschaftler für die wahrscheinlichste.

So nahm die Kaffeebohne also ihren Lauf durch die Welt. Und so kam es auch, dass Illy Francesco in der Anfangszeit in Triest erst auf dem Kaffee- und Kakao-sektor tätig war. Später erreichte er Weltruhm mit einer technisch bahnbrechenden Errungenschaft, der Automatisierung der Espressomaschine, aber auch einen Durchbruch in der Haltbarkeitsmachung des Kaffees und in der richtungsweisenden Innovation, den *Espresso* in Papkartons als Einzeldosis zu vertreiben. Doch bevor er seine 1934 erfundene "ILLETTA" auf den Markt brachte und patentierte, welche man auch heute noch als Nachfolgemodelle kaufen kann (ein tomatenrotes Nachfolgemodell zierte auch meine Küche), galt es, auf diesem langen Weg die perfekte Maschine erst einmal auszutüfteln und zu erfinden. Auf der Suche danach gab es bereits etliche Modifikationen von erstmal bekanntenen Kaffeemaschinen Anfang des 19. Jahrhunderts. Der erste Prototyp dieser Art wurde 1825 in Augsburg entwickelt. Diese Maschine funktionierte jedoch noch mit Dampf. Es folgten weitere Variationen und technische Abwandlungen. Bei der Weltausstellung 1855 in Paris wurden einige der bereits mit Dampfdruck ausgestatteten Kaffeebrühautomaten vorgestellt. Etliche Modelle von italienischen Technikern galten bis 1930 als Vorläufer der heutigen Espressomaschinen.

Die bedeutendsten Entwicklungsschritte begannen jedoch Mitte der 1930er-Jahre. Illy Francesco konstruierte seine "ILLETTA", im Gegensatz zu den bis dahin herkömmlichen Modellen, indem er sie "automatisierte", um die Bedienung so einfach wie möglich zu halten. Durch

diese Neuerung entstand die erste *Espressomaschine* mit automatischer Wasserdosierung und ebenfalls einem innovativem neuen Druckverfahren, wodurch ein Druckluftsystem anstatt eines Dampfdrucksystems angewandt wurde. Diese Verbesserung und Optimierung war entscheidend für den neuen Kaffeegenuss, denn von da an schmeckte der Kaffee nicht mehr so verbrannt und bitter. So wurde ein neuer Kaffee geboren, der *Espresso* und gleichzeitig auch die erste automatische Espressomaschine erfunden. Im Jahre 1935 gelang Illy mit der Inertgas-Technik ein weiterer großer Meilenstein. Dabei ging es um ein Überdruckverfahren, welches die Haltbarkeit des Mahlkaffees über eine längere Zeit, ohne den Verlust von Inhaltsstoffen und Aroma, gewährleistete. Somit gelang es erstmals überhaupt den Kaffee in Vakuumdosen zu verschicken und zu vertreiben. Diese Technik wird auch heute noch so angewandt. Der letzte geniale Streich des Unternehmens "ILLY" war in den 1970er-Jahren gelungen, die Espresso Zubereitung als Einzeldosis in Kartonschachteln zu produzieren. Von Triest aus trat das weltbekannte Gebräu nun in so genannten *Pads* seinen Eroberungszug um die Welt an.



Ein Herz für ILLY-KAFFEE
Fotoarchiv: Dr. Zawadzki

Die Stadt Temeschburg hat nun diesen Schöpfergeist ILLY den verstaubten Archiven ausgegraben um seine Erfindung auch in seinem Geburtsort bekannt und populär zu machen und um sein Andenken mit einem Sitz im Josefstädter Wasserturm, welcher zum Illy-Kaffeehaus umbenannt werden solle, zu würdigen und ihn damit zu verewigen. Auch wird noch fieberhaft nach einer Straße gesucht, die in Zukunft seinen ehrenwerten Namen tragen könnte. Eine kleine Straße ganz in



der Nähe zur Busiascher Verbindungsstraße komme dafür eventuell in Frage. Die Nachkommen von Illy Francesco, – *Andrea und Ricardo Illy* –, wurden im April 2013 von Bürgermeister Robu eingeladen, im Namen ihres Großvaters Francesco Illy, die Ehrenbürgerwürde von Temeswar entgegenzunehmen. Einem stellvertretenden Manager von "Illycaffè Italien" wurde dieser Ehrenbürger-Titel im Rathaus von Temeswar überreicht.

Ob sich Francesco Illy vor annähernd 100 Jahren auch so viel Gedanken gemacht hatte um die korrekte Aussprache eines "Espressos", die in der Fachwelt immer wieder mal für Diskussionsstoff sorgt, ist wohl nicht anzunehmen. Denn das korrekte Bestellen eines Espressos hat nämlich so seine Tücken. Bei manchem Ausschenker hat es schon Kopfschütteln und Entsetzen ausgelöst. Während man in Italien einen "cafe" bestellt und ganz selbstverständlich einen Espresso erhält, ist das in den Nachbarländern rund um Italien oft anders geregelt. Denn bei der Bestellung scheiden sich bis heute gelegentlich die Geister. In Spanien, Portugal und Frankreich beispielsweise, aber auch in Rumänien, kann man durchaus einen "cafe" oder eben auch einen identischen "EXpresso" ordern, wogegen das "X" in unseren Breitengraden geradezu als Fauxpas gilt, da wir in typisch deutscher Manier besonders korrekt und vorbildlich auch mit ausländischen Wörtern ans Werk gehen.



Die berühmte "ILLETA"
Fotoarchiv: Anita HOCKL-UNGAR

So kommt es, dass Espresso nicht eingedeutscht ist, wie es beispielsweise bei der Zigarette – z – gesprochen und Z geschrieben – (Original – Cigarette – s – gesprochen) sehr wohl der Fall ist, sondern es bleibt das italienische Originalwort "Espresso" erhalten. In den romanischen Ländern hingegen (außer Italien) ist das "X" im Sprachgebrauch nach wie vor noch vorhanden, denn es könnte auch vom lateinischen "expressus" abgeleitet werden, was "ausdrücken" heißt, oder den Vorgang des Herauspressens meint. Doch darüber sind sich selbst Sprachwissenschaftler noch immer nicht ganz einig. Die Interpretation von *EXpresso* im Sinne von 'schnell', (express-), ist jedoch unbestritten falsch. In Italien hält sich die These, dass der Espresso mit dem "s" von dem italienischen Wort *esprimere* abgeleitet wird, was soviel heißt wie 'ausdrücklich', 'explizit' für den Gast zubereitet. Das ist ein Ausdruck aus den Entstehungszeiten des Kaffeeespresso-Getränks, als dieses damals ausschließlich nur in Bars und am Tresen ausgeschenkt wurde. Doch bei aller sprachlichen Finesse und Wortklauberei zählt letztendlich nur der Geschmack.

Und um die Krönung des Geschmacks zu vollenden – wie sollte es auch anders sein – entwickelte ILLY einen allgemein gültigen "Espresso-Standard", die 4 bis 5 M Methode.

Demnach braucht es für einen perfekten Espresso: Frische Bohnen, eine ausgewogene Mischung aus bestem Rohkaffee und die spezielle starke Röstung dazu (M1 = Miscela). Ein gutes Mahlwerk (M2 = Macinadosatore). Die entsprechende Maschine (M3 = Macchina espresso) mit der dazugehörigen Zauberformel "7- 9-25-25" (7g Kaffee, 9 bar, 25 sec, 25 ml Flüssigkeit). Der Angestellte, der die Maschine bedient (M 4 = mano dell'operatore). Und zu guter Letzt die Milch (M 5 = macchiato).

Dann steht dem Genuss nichts mehr im Wege. Der kleine bittere Schock beginnt zu wirken:

Schwarz wie die Nacht, heiß wie das Feuer, süß wie die Liebe.





U-BOOTE IM BANAT

von Harry GRAF

Als ich das Stadt- und Kulturmagazin "WIR! In Ingolstadt und Region" durchgeblättert habe, ist mir sofort ein Titel aufgefallen: 1942-Geheim: U-Boote in Ingolstadt. Natürlich dachte ich gleich an einen Aprilscherz. Aber ich lese ja liebend gerne lustige Sachen. Dann habe ich schnell gemerkt, dass es kein Aprilscherz war. Und da war mein Interesse erst recht geweckt; und ich habe den Artikel sofort verschlungen und die Bilder genossen. Neugierig wie ich bin, hat mich der Gedanke nicht losgelassen, ja, in Ingolstadt ist die Donau und flussabwärts das Banat, somit mussten die U-Boote durch das Banat ins Schwarze Meer. Internet sei Dank, da kann man ja recherchieren und so habe ich hier diese Geschichte zusammengetragen.

Es war eine der bizarrsten Operationen des Zweiten Weltkriegs: Unter strenger Geheimhaltung schickten die Nazis 1942 sechs U-Boote ins Schwarze Meer – teils auf riesigen Tiefladern über den Landweg. Im September 1944 mussten sich die U-Boote vor der türkischen Küste selbst versenken – nun hat sie ein Wracksucher angeblich gefunden. Nach dem Ersten Weltkrieg verlor Deutschland durch den Friedensvertrag von Trianon/Versailles auch die einstige Bedeutung als Seemacht. Knapp zwei Jahrzehnte später, als es im Jahre 1935 zur Ratifizierung des deutsch-englischen Flottenvertrages kam, fand die Hoffnung auf den Wiederaufbau einer neuen deutschen Flotte eine unerwartete Resonanz. Im Geheimen wurden bereits seit 1932 deutsche U-Boot-Konstruktionen erarbeitet, wodurch sofort nach dem Inkrafttreten des Abkommens auch mit dem U-Bootbau begonnen werden konnte.

Schon nach relativ kurzer Bauzeit liefen die U 1 bis U 18 vom Typ II a, II b und II c in der Kieler "Krupp-Germania-Werft" sowie in der "Deutschen Werft Kiel" vom Stapel. Weitere U-Boote dieser Typenklassen, die U 19 bis U 24, folgten kurze Zeit später. Zunächst wurden diese U-Boote im Ostseestützpunkt Gotenhafen (Gdingen/Gdynia) an der Danziger Bucht als Schulschiffe eingesetzt. Auf ihnen erhielten spätere Kommandanten ihre erste Ausbildung. Zum Kriegsausbruch 1939 operierten diese Unterseeboote in den küstennahen Gewässern um England und Norwegen. Nachdem mehr und mehr U-Boote der neueren und größeren Typen C und IX zum Einsatz kamen, wurden die U 1 bis U 24 wieder zu Schulungszwecken nach Gotenhafen zurückverlegt.

"Lachen müsst' ich, wenn's gelänge: Aber eine solche Aktion geheim zu halten? Unmöglich!" So die erste Reaktion des Hugo Walter, weiland Oberbaurat an der Wasser- und Schifffahrtsdirektion Regensburg, den im Herbst 1939 eine Anfrage der Deutsch-Amerikanische Petroleum AG (DAP AG) verblüfft hatte: In Absprache mit dem Reichsverkehrsministerium in Berlin wollte sie

wissen, ob Tankkähne aus Norddeutschland über Kanäle, die Elbe, zwischen Dresden und Ingolstadt 425 Kilometer über die Reichsautobahn und dann 1800 Kilometer donauabwärts bis ins Schwarze Meer verlegt werden könnten? Der Krieg tobte schon, doch die USA waren noch keine Gegner Deutschlands. Militärtaktiker zogen die rumänischen und russischen Ölfelder ins Kalkül ihrer Kriegspläne, und die US-Manager erhofften sich satte Gewinne aus dem vorhersehbaren Ölmehrverbrauch. Oberbaurat Walter, als Faltboot-sportler und Wasserbauer Donauexperte und um fachkundige Freunde nicht verlegen, stieg an Untiefen, unter niedrigen Brücken in Pförring, Neustadt und in Kelheim, an Felsformationen, ins Wasser. Überdies erwies er sich auch als fürsorglich vorausschauender Vizechef seiner Helfer: Während sein Chef die Aktion undurchführbar nannte, holte Walter sich Praktiker aus Bauhöfen, Werften, von BayerLloyd- und DDSG (Donaudampfschiff-fahrtsgesellschaft)-Schiffen: "Für sie und für Baggerfahrer (die walzende Kiesbänke und Untiefen freibaggerten) musste für die Dauer der Transporte die Freistellung von der Wehrmacht beantragt werden."



U-Boot auf der Autobahn

Mit Tiefladern, die mit 32 breiten Vollgummireifen bestückt waren und von bis zu vier schweren Zugmaschinen gezogen wurden, bewältigten die U-Boot-Transporte die rund 425 Kilometer zwischen der Elbe (bei Dresden) und der Donau (bei Ingolstadt). Hier fährt ein Schleppgeleit 1942 in Dresden-Neustadt auf die Autobahn. Eigens für die U-Boot-Transporte wurde dort eine Stichstraße angelegt.

Fotoarchiv: Harry GRAF



Die ungewöhnliche deutsche Präsenz jenseits des Bosporus war ein halbherziger Versuch, der russischen Schwarzmeerflotte Paroli zu bieten. Das Fehlen eigener Kriegsschiffe im Schwarzen Meer hatten die Deutschen etwa zu spüren bekommen, als Stalin im Oktober 1941 rund 80.000 Rotarmisten auf dem Seeweg einigermaßen unbehindert aus dem belagerten Odessa evakuieren lassen konnte. Dazu kam, dass die Versorgung der in Richtung Kaukasus und Stalingrad vorstoßenden Wehrmacht teilweise zum Erliegen kam – nur über See von Süden her, so die Überlegung, könne sie sichergestellt werden. Um schnell Schiffe ins Schwarze Meer zu bekommen, habe Hitler eine verwiegene Idee verfolgt, erzählt Rudolf Arendt, 1942 bis 1944 letzter Kommandant eines der Schwarzmeer-U-Boote und Autor eines Buches über das Unterwasser-Abenteuer vor der Krim: Der Diktator wollte der neutralen Türkei kurzerhand U-Boote der deutschen Mittelmeerflotte zum Kauf anbieten – und im direkten Gegenzug von der türkischen Marine U-Boote erwerben, die bereits im Schwarzen Meer stationiert waren.

Zu dem Deal kam es nicht, denn damit wäre die Neutralität der Türkei kompromittiert gewesen – und die war für die Deutschen strategisch wichtig, um “die russische Flotte drinnen und die britische Flotte draußen” aus dem Schwarzen Meer zu halten, so Arendt, der nach dem Krieg in der Bundesmarine bis zum Konteradmiral aufstieg. Also wurden sechs U-Boote der Baureihe B II, bis dahin als Schulungsschiffe von ihren Heimathäfen Pilau und Gotenhafen (Gdingen) auf der Ostsee unterwegs, in Marsch gesetzt – eine logistische Herkulesaufgabe und auf rund 2500 Kilometer.

Nach einer Offensive erreichten die deutschen Truppen im Balkankrieg 1941 das westliche und nördliche Ufer des Schwarzen Meeres, doch da sich die sowjetische Marine rechtzeitig in die Häfen ihrer Westküste zurückziehen konnte, fand das deutsche Heer nach der Besetzung dieses Gebietes nur noch unbedeutende Einheiten von gegnerischen Kriegs- und Handelsschiffen vor. Alle Wasserfahrzeuge der Roten Armee, die nicht rechtzeitig überführt werden konnten, hatten die Sowjets vor der Offensive gesprengt und ließen sie in den Zufahrten der verlassenen Häfen als Unterwassersperren am Meeresgrund liegen. Dadurch fehlten der deutschen Kriegsmarine von Anfang an zahlreiche Kampfeinheiten, wodurch eine erfolgreiche Kriegsführung im Schwarzen Meer in Frage gestellt war. Schon nach kurzer Zeit forderte die deutsche Seekriegsleitung – ungeachtet aller Schwierigkeiten – die Verlegung einer größeren Anzahl von Schiffen an das Schwarze Meer.

Der Land- und Wasserweg im Jahre 1942

Da jedoch die Briten in Gibraltar die Einfahrt in das Mittelmeer gesperrt hatten und die neutralen Türken den

Transit durch die Dardanellen und den Bosporus verwehrten, wurde der nächstliegende Gedanke, Schiffe über dem Seeweg von der Ostsee ins Schwarze Meer zu überführen, erst gar nicht aufgegriffen. So schien diese Transportaufgabe unlösbar, und alle Überlegungen führten zu keiner brauchbaren Alternative, denn nach Südosteuropa gab es keine Binnenwasserwege, keine Durchgangsverbindung – außer man würde die vorhandenen Binnengewässer nutzen und fände einen geeigneten Landweg – und man hatte ihn auch gefunden. Die Lösung schien zwar denkbar einfach, doch es war eine großartige Idee, denn man hatte zugleich die kürzeste Entfernung von etwa 1800 Kilometern entdeckt. Und so sollte die Route aussehen: von der Ostsee durch den 98,7 Kilometer langen Kaiser-Wilhelm-Kanal (Nord-Ostsee-Kanal) zur Elbe und von da flussaufwärts nach Dresden. Hier soll der Landtransport auf der Reichsautobahn beginnen, und da die Donau als natürliche Wasserstraße zum Schwarzen Meer die Autobahn bei Ingolstadt kreuzt, wählte man die “Schanz” (Ingolstadt) zum U-Boot-Umschlagplatz aus.

Schließlich entschied sich das OKM (Oberkommando der Kriegsmarine) für diesen Transfer, der auch zur spektakulärsten und einzigartigsten Aktion in der deutschen Seekriegsgeschichte wurde. Im Frühjahr 1943 bekamen die U 9, U 18, U 19, U 20, U 23 und U 24 den Befehl, Gotenhafen zu verlassen. Zunächst war das Endziel Kiel, von da ging es “Überwasser” durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal nach Hamburg. Den Rest der ersten Etappe dieser für damalige Verhältnisse sicher abenteuerlichen Reise, legten die sechs U-Boote mit eigener Kraft elbaufwärts bis Dresden-Übigau zurück, wo die U-Boote außer Dienst gestellt wurden. Nun bestanden zwei Möglichkeiten: Erstens, man zerlegt die Unterseeboote in ihre Einzelteile und bringt diese nach Ingolstadt, um sie dann auf einer Werft an der Donau wieder zusammenzubauen. Doch aus rein technischen Gründen wurde dieser Gedanke wieder fallengelassen, da die “Deutsche Werft Kiel” für die Wiederherstellung des optimalen Kampfwertes dieser sechs U-Boote keinerlei Gewähr geben konnte.

Die zweite Möglichkeit wurde danach durchgeführt. Aus Gewichtsgründen wurden auf der Werft in Dresden-Übigau die Dieselmotoren, Elektromaschinenbatterien sowie das Setzkiel und sonstige Aufbauten aus- bzw. abgebaut. Sogar der U-Boot-Turm wurde mit Schneidbrennern vom Bootskörper getrennt, dadurch konnte das Gewicht der Bootshülle um etwa 140 Tonnen verringert werden – immerhin wog ein zerlegtes 250-Tonnen-U-Boot bei voller Ausrüstung nahezu 400 Tonnen. Die entfernten Teile wurden verpackt und kamen mit dem Güterzug nach Galatz (Rumänien). Begleitet wurden diese U-Bootteile jeweils von der 45-köpfigen Besatzung, die hiermit den Weg zum künftigen Fronteinsatz im Schwarzen Meer antrat. Etwa zur gleichen Zeit gingen zahlreiche Pontons per Schiene nach



Ingolstadt, diese hatten sich durch den äußerst niedrigen Tiefgang schon mehrfach für Schwertransporte auf seichtem Gewässer bewährt. Wie wichtig dies war, erwies sich, als Walter im Juni 1940 an der Ingolstädter Slipanlage den ersten, 70 Meter langen, neun Meter breiten Tankkahn zur Abfahrt freipiff: Sein risikoscheuer Chef in der Regensburger Behörde war bereits an der Front. Und da die Transporte sich unvorhersehbar auf über 600 Schiffe (davon 500 für die Kriegsmarine) bis 1944 ausdehnten, bewahrten die Freistellungen viele Mitarbeiter Walters vor Fronteinsätzen. Obwohl erst ab 1941 das Kriegsministerium die Aufträge vergab, wurden alle Transporte von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) und dem Sicherheitsdienst (SD) abgeschirmt und von Offizieren begleitet. Doch während Walter und alle anderen Beteiligten nicht einmal dienstliche Notizen anfertigen durften, machten sich die Menschen am Strom alsbald ihren Reim auf die teils durch Umbauten getarnten schwimmenden Behälter. Eine Mehrheit glaubte, kriegsentscheidende Wunderwaffen würden dort verschifft - Joseph Goebbels' Propaganda wirkte.

Zur reibungslosen Durchführung des Landtransports baute das Oberkommando eine spezielle Transporteinheit auf. Im 500 Mann starken Personalstamm befanden sich Transport- und Ladespezialisten, die im Zivilberuf meist Spediteure waren, sowie ausgesuchte Schiffsbauer, Monteure, Piloten, Funker, Kraftfahrer und Feldgendarmen. Der Fahrzeugpark bestand aus mehreren 150 PS starken Kaeble- bzw. Faun-Zugmaschinen, die von der Reichsbahn und von der Luftwaffe zur Verfügung gestellt wurden. Als Hilfsfahrzeuge kamen 80-Tonnen Großraumlastwagen, Service- und Tankwagen, Busse für das schichtfreie Personal und Funkwagen für die Luft- und Straßenüberwachung zum Einsatz. Stationäre und transportable Werkstätten zur Instandsetzung und Wartung des technisch aufwendigen Fuhrparks begleiteten ständig diesen U-Boot-Landtransport. Während der Wintermonate wurden noch zusätzlich Schneepflüge und Streufahrzeuge eingesetzt, da bereits ein Zentimeter Schnee auf der Fahrbahn eine Durchfahrt unter den Autobahnbrücken verhindert hätte.

Das erste U-Boot begann Mitte 1942 diese ungewöhnliche Reise quer durch Deutschland. Der 150 Tonnen schwere und 42 Meter lange U-Boot-Rumpf wurde nach Abschluss der Demontagen um 90 Grad gedreht und auf einen so genannten Reichsbahn-Kulemeyer-Tieflader, der mit 32 sehr niedrigen Vollgummirädern von je 60 Tonnen Tragkraft ausgestattet war, verladen. Je nach Bedarf ließen sich diese Radeinheiten sogar noch vergrößern oder verkleinern. Unabhängig davon mussten die einzelnen Radgruppen manuell gesteuert werden. Von der Begleitmannschaft auf den "Freiluftsitzen", ohne deren Steuerhilfen viele unlösbare Probleme aufgetreten wären, forderte dieser Transport allerhöchste Konzentration und Fingerspitzengefühl. Die Höhe des leeren Druckkörpers betrug – inklusive des Tiefla-

ders – genau 4,135 Meter, wodurch das Unterfahren der Autobahnbrücken, sofern kein Schnee auf der Fahrbahn lag, auf jeden Fall ohne Komplikationen gewährleistet war.



*U-Boot am Gartenzaun:
Die Schwertransporte mit den für Konstanza bestimmten U-Booten erreichten eine Durchschnittsgeschwindigkeit von gerade einmal 8 Stundenkilometern. Oft musste, wie auf diesem Bild zu sehen, mühsam rangiert werden. Am unteren Rand des mit Planen abgedeckte U-Boot-Druckkörpers sind die Konturen eines Torpedorohres erkennbar.*

Ob die Schaulustigen auf dem Gehsteig erkennen, was hier transportiert wurde?

Fotoarchiv: Harry GRAF

Je nach Witterung und Wegbeschaffenheit fuhren an der Zugspitze bis zu vier Kaeble-Zugmaschinen hintereinander oder je zu zweien nebeneinander gekoppelt, wodurch besonders das Anfahren außergewöhnliche Fahrerfähigkeiten voraussetzte. Zwei Zugmaschinen gleichen Typs schoben jeweils von hinten den U-Boot-Rumpf nach. Die 425 Kilometer lange Strecke wurde ohne Aufenthalt, Tag und Nacht mit etwa 8 Stundenkilometer gefahren. Fahrerwechsel und Auftanken geschahen während der Fahrt. Da die Transporte streng geheim waren, wurde die Autobahn in den jeweiligen Abschnitten für jeglichen Verkehr in beiden Richtungen total gesperrt. Trotzdem ließ es sich nicht vermeiden, dass diese Transporte von Passanten beobachtet wurden, da aber die Bootshülle gegen neugierige Blicke mit Planen sorgfältig abgedeckt war, vermuteten viele Schaulustige unter den Hüllen mit Sicherheit eine neue



geheime Wunderwaffe. Das ungewöhnliche Gefährt fuhr nun von Dresden über Chemnitz, Hof, Bayreuth und Nürnberg seinem Ziel Ingolstadt entgegen.

Von den Brücken aus schauten Kinder und Erwachsene u. a. auf sechs U-Boote (42 Meter lang, nach Maschinen-demontage 150 Tonnen schwer, um 90 Grad zur Seite gelegt), 30 Schnell-, 23 Räum-, 50 Landungsboote, 26 U-Boot-Jäger (Kriegsfischkutter), 84 Bewacher (Barkassen), 113 Küstenfrachter, 40 Küstentankleichter, 30 Schlep-per, je zwei Raddampfer und Eisbrecher, vier Schwimmbagger und 18 seetüchtige Motorboote im Gesamtgewicht von 55 000 Tonnen. Gerd Enders, von März 1942 bis April 1944 auf einem der ins Schwarze Meer verlegten sechs (von nur 57 einsatzfähigen!) U-Booten, nannte 1995 in der Studie "Ingolstadt im Nationalsozialismus" unwesentlich abweichende Zahlen.

Die Regensburger "Hilzler-Werft" übernahm nun die Verantwortung und den U-Boot-Transport auf der Donau. Zur erneuten Wasserung wurden die U-Boote wiederum seitlich liegend auf acht Pontons verfrachtet. Je vier Pontons trugen das U-Boot auf der linken Seite und je vier auf der rechten Seite. Die Bodenbreite eines Pontons betrug 3,10 Meter und die mittlere Höhe kam auf etwa 1,40 Meter. Durch diese Pontons musste die Tiefgangsgrenze der Donau von 1,23 Meter nie überschritten werden.



Auf der damaligen Autobahnausfahrt "Ingolstadt-Auwaldsee" (etwa 500 Meter vor der heutigen Ausfahrt Ingolstadt-Süd), verließ dieser Schwertransport die Autobahn und fuhr auf der Peisserstraße zur eigens für die U-Boot-Wasserung vorbereiteten Slipanlage am Donauufer.

Entladen bei Ingolstadt: Bei Ingolstadt wurden die U-Boote auf dem Weg zum Schwarzen Meer im Sommer 1942 von schweren Tiefladern wieder in die Donau gelassen.

Fotoarchiv: Harry GRAF

An der Slipanlage, zwischen der heutigen Schillerbrücke und dem Schäferhundevereinsheim, wurden die Pontons mit den darauf befindlichen Unterseebooten auf einem Slipwagen in die Donau gelassen. Bei fünf Booten klappte dieser Vorgang ohne jegliche Zwischenfälle. Jedoch ein Boot, das während des Sommers in den Fluss gelassen wurde, blieb in der jahreszeitlich bedingt seichten Donau stecken. Die Ingolstädter Pioniere baggerten in diesem Fall eine Fahrinne vom stecken gebliebenen U-Boot zur Flussmitte aus. Mit zusätzlich angebrachten Pontons gelang es schließlich, das U-Boot wieder in Bewegung zu setzen, und so konnte auch dieses Unterseeboot seinem Ziel auf der gemächlich dahinfließenden Donau entgegen schwimmen. Doch ganz so einfach waren diese Wassertransporte auch wieder nicht. Die Schiffe und Boote schwammen auf flachen Pontons oder zwischen unförmigen Schwimmkästen, wurden von dem starken Schlepper Tristan gezogen, in der Weltenburger Enge haarsträubend bugsiert, mit gewagten Manövern durch den Regensburger Strudel ("Wirbelwasser") gejagt, durch Bögen der Steinernen und der Eisernen Brücke mit nur noch Zentimetern Abständen zu den Mauersteinen und Stahlstreben über Soge und Staus mit gefährlichen Deckwalzen halb gezogen, halb geschoben.



U-Boot in Regensburg: Insgesamt sechs deutsche U-Boote wurden im Sommer 1942 von der Ostsee über Elbe und Donau an das Schwarze Meer verlegt.

Dabei waren knifflige Hindernisse zu passieren wie etwa die aus dem 12. Jahrhundert stammende, sehr niedrige Steinerne Brücke in Regensburg.

Fotoarchiv: Harry GRAF



So wurde hier das Wagnis, nur den Schleppteil vom raschen Strom gesteuert zwischen den Brückenpfeilern gleiten zu lassen, zum vollen Erfolg. Wiederholte glitten Schiffe nur dank Tauen in die Schiffahrtsrinne zurück, die vom Ufer aus zugeworfen worden waren. Dabei sei's so dramatisch zugegangen, dass "ein Fregattenkapitän mit Ritterkreuz nach Besichtigung der Durchfahrt an der Steinernen Brücke kategorisch erklärte: ,Da lasse ich mein Boot nicht durchfahren!', spottete Jahre später der Pensionär Walter über solche Ängste, als er seine Erinnerungen niederschrieb. Mittlerweile, so berichtete Heimatforscher Hans Fegert 1988 in den Ingolstädter Heimatblättern, hatte das Oberkommando der Marine (OKM) zur reibungslosen Abwicklung der Landtransporte seiner Schiffe und U-Boote eine Sondertruppe mit 600 Speditions-, Schiffsbau-, Montage-, Funkexperten, Kraftfahrern und Feldgen-darmen aufgebaut.



U-Boot im Schleptau:

Gesichert von zwei Schutzkähnen wird das Unterseeboot U-18 1942 auf der Donau bei Ogradena (im Kasanpaß anm. Red.) in Jugoslawien in Richtung Schwarzes Meer geschleppt.

Einige der nach Konstanza verlegten deutschen U-Boote fuhren auf der unteren Donau auch mit eigener Kraft

Fotoarchiv: Harry GRAF

Ingolstädter waren als Zuschauer ausgesperrt: Die zwischen Autobahnausfahrt "Auwaldsee", Peisserstraße und Slipanlage (vor dem Bau der Schillerbrücke 1963 abgebaut) eigens angelegte Schotterstraße blieb ihnen versperrt. Doch so strikt Geheimhaltung befohlen war:

1935 hatte Agfa mit Farbfilm zu experimentieren begonnen. Amateurfotograf Walter dokumentierte mit den neuen Filmen die Fahrt des ersten Tankschiffes sowie später der Schnellboote. U-Boote fotografierte er nicht mehr: Als sie transportiert wurden, war Walter bereits eingerückt. Allerdings existieren von diesen U-Boot-Transporten (am 14. Oktober 1942 war das erste wieder im Kriegsdienst, am 3. Juni 1943 das sechste) Schwarz-weißaufnahmen eines unbekannten Fotografen, die Fegert entdeckte und veröffentlichte.

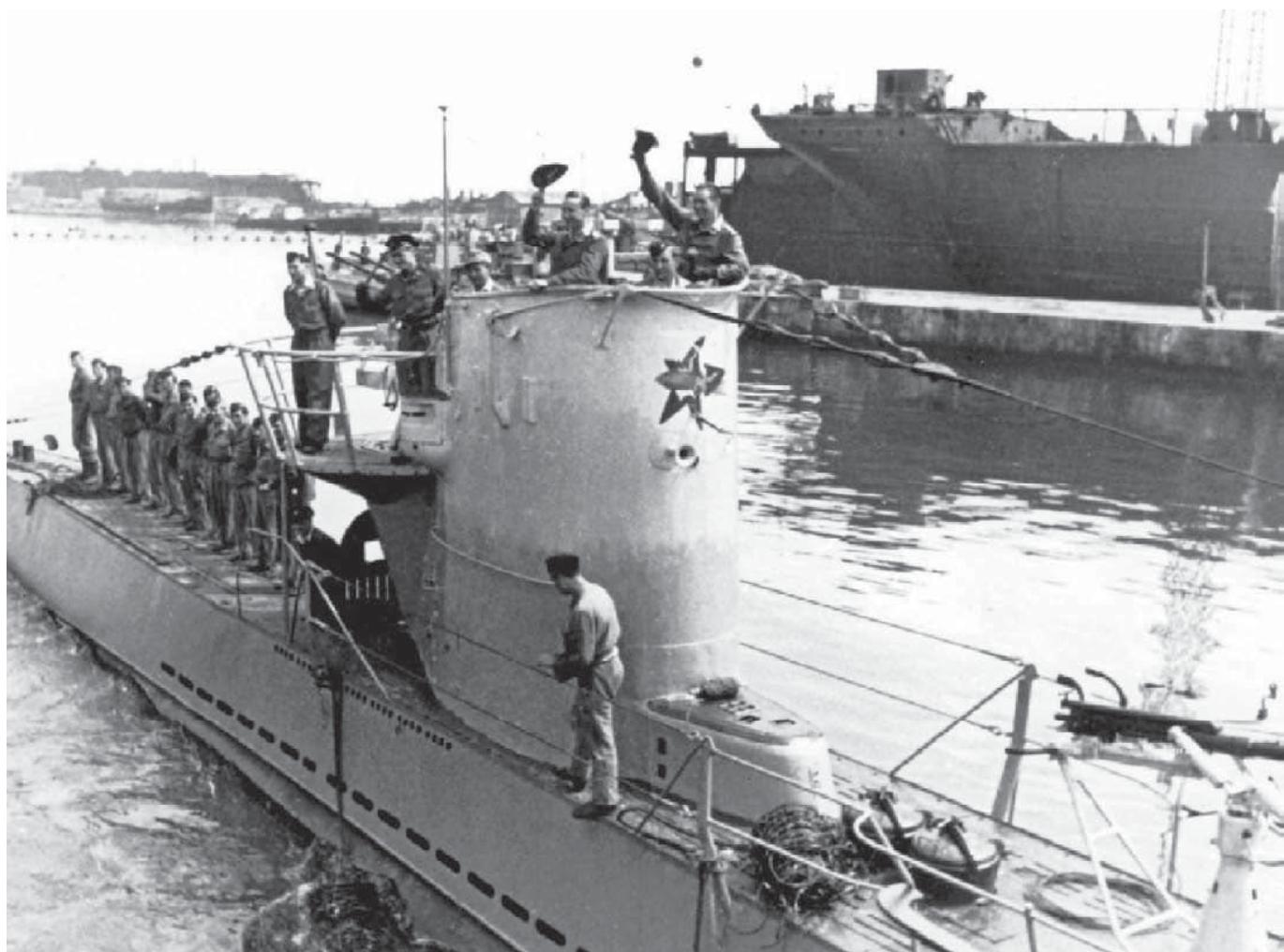
Nach etwa 14 Tagen Donaufahrt erreichte jedes U-Boot den rumänischen Donauhafen Galatz (Galati). Die etwa 1800 Kilometer lange Reise Kiel-Dresden-Ingolstadt-Galatz dauerte vier Wochen und kostete pro U-Boot etwa 34.000 Reichsmark. Die U-Boote, haben auf ihrer abenteuerlichen Fahrt den Donaudurchbruch (Cazane) im Banat erreicht, ob man dort auch an die Wunderwaffe dachte oder ganz genau wusste, was da trans-

portiert wurde, ist mir nicht bekannt. Aber die Geheimdienste haben das bestimmt längst alles gewusst. Die Besatzungen der sechs U-Boote hatte sich nach der Errichtung des U-Boot-Stützpunktes in Galati bereits häuslich niedergelassen und warteten auf das



Eintreffen ihrer Unterseeboote. Auf einer Landzunge zwischen dem Hafenbecken und der Donau war die U-Boot-Werft untergebracht. Nach nahezu fünf Monaten Aufrüstzeit konnten die sechs U-Boote von November 1942 bis Mai 1943 nacheinander wieder "ausgedockt" und in Dienst gestellt werden. Mit eigener Kraft schwammen sie dann wieder "Überwasser" ins Donaudelta und bei Sulina ins Schwarze Meer.

Die sechs U-Boote bildeten die neu aufgestellte 30. U-Boot-Flottille, deren Stützpunkte der rumänische Schwarzmeerhafen Konstanza und der sowjetische Hafen Feodosija an der Südostküste der von deutschen Truppen besetzten Halbinsel Krim, waren. Bei den Kampfhandlungen im Schwarzen Meer versenkten oder beschädigten die sechs "Ingolstädter" U-Boote 26 Kriegs- und Handelsschiffe, mit insgesamt 45.426 BRT. Keines dieser U-Boote sah jedoch die ferne Heimat wie-



U-18 läuft aus:

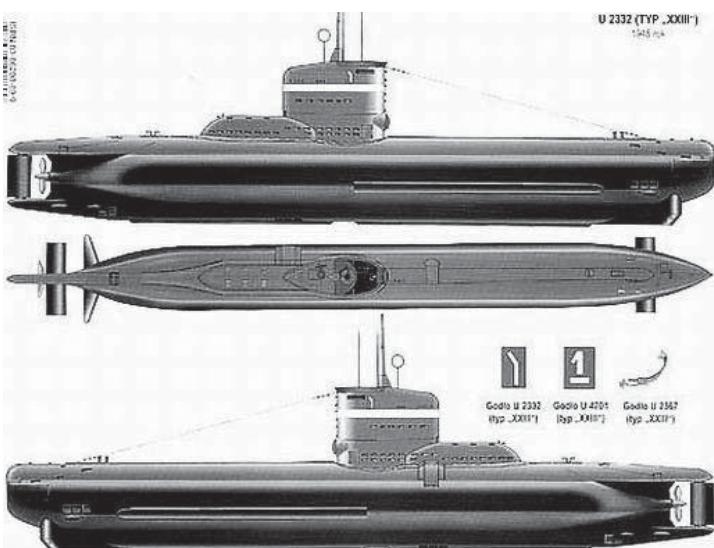
U-18 beim Auslaufen aus dem rumänischen Hafen Konstanza, der Basis der 30. U-Boot-Flottille, mit der die deutsche Kriegsmarine die sowjetische Schwarzmeeflotte Paroli zu bieten versuchte.

Bild aus dem Film "Gefangen im Schwarzen Meer" von Marcus Vetter.

Fotoarchiv: Harry GRAF



der. So wurde die U 9, während sich die Besatzung an Land befand, am 20. 8. 1944 bei einem Fliegerangriff auf Konstanza zerstört. Die U 18 und die U 24 mussten sich wegen nicht mehr zu reparierenden Schäden nach einem Luftangriff am 25. 8. 1944 nahe der Küste von Konstanza selbst versenken. Und am 10. 9. 1944 endeten im Vorfeld der türkischen Küste, ebenfalls durch Selbstversenkung, die U 19, U 20 und U 23. Die Besatzungsmitglieder kamen glücklicherweise in keinem einzigen Fall zu Schaden.



Das U-Boot U-2332, der Nachfolger der auf der Donau bis nach Galatz transportierten U-Boote 2000

Fotoarchiv: Dr. Zawadzki

Als Walter in der Zeitschrift für Binnenschifffahrt und Wasserstraßen (Nr. 9/1976) die Transportaktion preisgab, illustrierte er sie mit einigen seiner Schwarzweißfotos – ohne Hinweis auf die kostbaren Farbbilder als bahnbrechende bunte Momentaufnahmen einer Landschaft, die er wie aus dem Effeff kannte. Hatte er sie vergessen? 43 Jahre nach Kriegsende stießen Bergarbeiter 50 Kilometer nördlich von Istanbul auf eines der drei deutschen U-Boote (U 19, U 20, U 23), die beim Rückzug am 10./11. September 1944 "im Vorfeld der türkischen Küste" auf Grund gesetzt worden waren. Kein Zweifel: Dieses U-Boot war von Ingolstadt aus auf dem Wasserweg ins Schwarze Meer gebracht, von Arbeitern der Hitzler-Werft technisch geleichtert, in Linz

oder Galatz wieder zusammengebaut worden. Jener Küstenstreifen der Selbstversenkung war um 1960 trockengelegt worden. Im Jahre 1986 begannen Bergleute dort mit dem Abbau von Kohle: Sie bargen 1988 das deutsche U-Boot.

Ob den Temeswarer oder den Banater Bürgern irgend eine Information über diese Kriegshandlung zugekommen ist, habe ich nicht herausgefunden. Unmittelbar an der Donau wird schon etwas bemerkt worden sein, aber Dank der Superpropaganda hat man höchst wahrscheinlich an die versprochene "Wunderwaffe" gedacht. Somit gab es tatsächlich U-Bote im Banat.

U - Boote in See
Kampfboote 1939 - 1945

inklusive U - Boot Galerie

BONUS
Galerie

*U-Boot Galerie und U-Boot-Graphiken aller im zweiten Weltkrieg eingesetzten Unterseebooten
Bücherregal: Dr. Zawadzki*

QUELLEN:

PAULIG, G. & Weber, J. & Westerholz, Michael
http://www.wowww.unteterirdisch-forum.de/forum/showthread.php?p=72604 Michi
http://www.donaukurier.de/nachrichten/aktuellessthema/Ist-das-Gehimnis-der-Ingo-1staedter-U-Boote-gelueftet;art3112,1824876#plx931328725

http://einstages.spiegel.de/external>ShowTopicAlbumBackground/a1342/13/10/F.html#featuredEntry
I; VI; VII; VIII; IX; X; XI; XIII; XIV; XV; VIII; XX; XXII; XXIII; XXXIV; XXVII; XXXI; XXXIII; XXXIV; XXXVI; Hans Fegert
III; IV; XII; XXI; XXV; XXVIII; XXIX; XXX; XXXVII; XXXVIII = Michael Westerholz



KINDERWELTEN ENTLANG DER DONAU

Die Entwicklung von Donauschwäbischen Kindern und Jugendlichen in einer multiethnischen Region

Bericht von der Ausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm

von Ottmar Baldur FEISTAMMEL

Auf die Frage, wie sich im multiethnischen Umfeld Identität bildet, antwortete das Donauschwäbische Zentralmuseum in Ulm mit einer Ausstellung vom 07. November 2014 bis zum 12. April 2015. Aus eigentlich bescheidenen Beständen des Museums (Bilder, Urkunden, Erinnerungsstücken) verknüpft mit Erzählungen von Zeitzeugen hat die Kuratorin des DZM, Frau Henrike HAMPE, eine Veranstaltung aus dem Boden gestampft die sehr große Wirkung und ein Echo bis weit über die Landsgrenzen hinaus erzeugt hat.

Sie trug den Titel: „Gyula, das Tauschkind – Kindheit, und Jugend bei den Donauschwäbien“ und hatte im Gegensatz zu den vielen anderen volkskundlichen Darbietungen einen seriösen psychologischen und soziologischen Ansatz.



Flyer für die in Ulm vom 07. November 2014 bis zum 12. April 2015 stattgefundene Ausstellung über Kindheit und Jugend bei den Donauschwäbien

Fotoarchiv: O.B. FEISTAMMEL

Die Schau zeigt Einflüsse und Stationen des Aufwachens. Sie eröffnet mit dem Motto: „Wie wir wurden, was wir sind“ und verknüpft geschickt Kindheit- und Ju- genderlebnisse mehrerer Generationen, sowohl vor , als auch während und nach dem zweiten Weltkrieg, bis

hin zu der Erwartung: „Wie wir sein sollen“, nämlich fleißig, fromm, ordentlich, traditionsbewusst und „volksdeutsch“, ein Begriff der später von den Nationalsozialisten vereinnahmt wurde.

Die Ausstellung schafft den Spagat zwischen der deutschen Abstammung und den in Südosteuropa meist multiethnischen Siedlungsgebieten und lobt die Toleranz die hauptsächlich zwischen Ungarn und Deutschen am Beispiel von Kindertausch stattgefunden hat.

Deutsche Kinder lebten einige Monate in ungarischen und ungarische Kinder in deutschen Familien. Eines dieser Tausch Kinder war Gyula Illyós, ein ungarischer Junge aus der schwäbischen Türkei, der später ein bekannter Schriftsteller werden sollte.

Die Tausch Kinder sollten Sprache und Lebensweise kennenlernen, zum Vorteil künftiger Beziehungen. Wie viele Tausch Kinder diese progressiv erscheinende Praxis hervorgebracht hat, ist leider nicht belegt.

Die vorgegebenen Bahnen der Donauschwäbischen Kindheit ziehen sich durch die Ausstellung.



In einem der Schaukästen ist das Bild von dem jungen Ottmar Baldur FEISTAMMEL, im eleganten Matrosenanzug festgehalten, zusammen mit seiner Urkunde, die er bei der feierlichen Kommunion erhalten hat.

Fotoarchiv: O.B. FEISTAMMEL

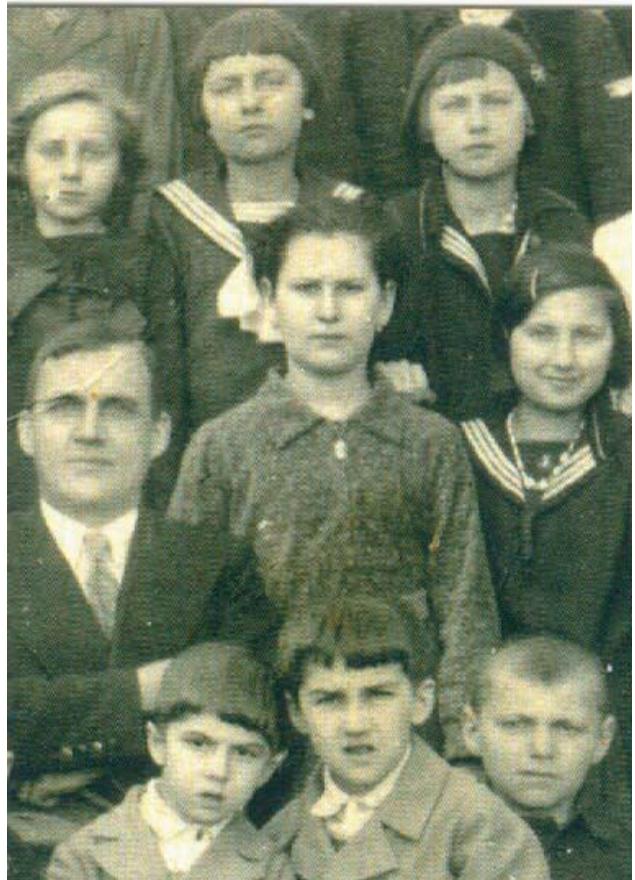


An verschiedenen Tafeln und in Glas-Schaukästen finden die Betrachter Fotos, Kunstwerke, Gegenstände aus dem Alltag und Erinnerungsstücke, die charakteristisch für eine bestimmte Lebensetappe des Kindes oder Jugendlichen und/ oder deren Eltern waren, die unter anderem auch zeigen, dass die damaligen von der Familie, Kirche und Schule gesteckten Grenzen ziemlich eng waren.



Die Fotocollage, die an der Wand hängt, zeigt in der Mitte, unten, die Brüder Edgar(links) und Ottmar(rechts) FEISTAMMEL aus dem Jahr 1937. Umrahmt werden sie heute von Edgars Sohn GERALD (links) und Ottmar FEISTAMMEL - April 2015

Fotoarchiv: O.B. FEISTAMMEL



In Rumänien unter Ungarn

Die elfjährige Katharina Fetzer aus Nitzkydorf(in der Bildmitte), als "TAUSCHKIND" in einem ungarischen Dorf im Jahre 1933

Fotoarchiv: O.B. FEISTAMMEL



Die wenigen Wertsachen, die die Kinder bei sich haben durften, wurden in so einem Beutel, am Körper getragen

Fotoarchiv: O.B. FEISTAMMEL

Wenn man bedenkt, dass es keine heile Welt in den donauschwäbischen Siedlungsgebieten, insbesondere durch die Gewalterfahrungen während und nach dem zweiten Weltkrieg gab, ist es bewundernswert wie unsere Landsleute das Erlebte verarbeitet haben und heute identitätsbewusster als je zuvor ihrer Arbeit nachgehen und ihre Kinder erziehen.

Auf einem Werkstatttisch waren Texte, Bilder und Kunstwerke von Schülern von hüben und drüben ausgestellt, die zeigen sollten was ihre Identität ausmacht und dass ihre Lebenswirklichkeit von der vergangenen donauschwäbischen Identität gar nicht so fern ist.



NIKOLAUS BERWANGER, IN GEDENKEN

von Dr. W. Alfred ZAWADZKI

T
E
M
E
S
C
H
B
U
R
G
E
R

P
E
R
S
Ö
N
L
I
C
H
K
E
I
T
E

Im Mai diesen Jahres hat mich unser Landsmann Dr. Hans GEHL (durch die Nachfrage eines Temeswarer Rumänen angeregt) auf das zerfallende Berwanger-Geburtshaus in Freidorf mit der sonderbar anmutenden Ehrentafel verwiesen (Bilder). Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich davon nichts wusste, bestimmt aber auch ca. 29 Jahre nicht mehr in Freidorf war – trotz meiner Temeswar-Besuche. Auf die Frage, wer sich um unsere Ehrentafeln und Geburtshäuser von Persönlichkeiten kümmere und ob dafür das Temeswarer Forum zuständig sei, hatte ich auch keine Antwort. Tatsache ist, dass ich als Vorsitzender der HOG Temeschburg und als Freund der Familie Berwanger – mein Vater war sehr eng mit Niki Berwanger befreundet und wir besuchten in Temeswar den gleichen Freundeskreis – diese Angelegenheit aufgreifen und in richtige Bahnen leiten muss. Obwohl Freidorf eine eigene HOG hat und ich mich nicht einmischen möchte, habe ich Kontakt zu dem Vorstand aufgenommen. Desgleichen werde ich mich auch um Kontakte zu Nikis Kindern, vor allem zu Harry Berwanger, bemühen.



Gedenktafel und abbröckelnder Putz auf dem zerfallenden Geburtshaus von Nikolaus Berwanger im Temeswarer Stadtteil Freidorf, im Mai 2015

Fotoarchiv: Dr. Hans GEHL

Das Mindeste, was gleich getan werden muss, ist eine Würdigung für NIKI BERWANGER in Form einer Erinnerung in diesem TH zu bringen um diese außergewöhnliche Persönlichkeit durch eine Erinnerung zu ehren, auch angesichts der Ansprüche Temeswars auf eine europäische Kulturhauptstadt. Die lädierte Ehrentafel (und eventuell auch ähnliche) sollten vom Temeswarer Demokratischen Forum gerettet und im Museumszimmer des Forumssitzes bewahrt und ausgestellt werden.

Ich habe Niki Berwanger gut gekannt. Durch die Freundschaft zu meinen Eltern kam er sehr oft in unser Haus, es fanden viele Zusammenkünfte statt, es wurde viel politisiert, gelacht und geblödelt, aber auf seine Hilfe konnte man immer bauen. Er war ein rastloser Wanderer und Showstar zwischen den Welten, ein Zerrissener zwischen seinem Streben nach Anerkennung und dem Kampf um die Darstellungsfreiheit. Ein ewig suchender im Zwiespalt von Geborgenheit und Freisein. Beides zugleich kann eigentlich nicht funktionieren. Und schon gar nicht wenn „die anderen“ nicht mitspielen.

Der Glanz in seinen Augen ist mir noch in Erinnerung, das Schwingen seiner Stimme klingt mir noch in den Ohren. Die Überzeugung, mit der er hin- und hergerissen war zwischen unserer banatschwäbischen Realität und dem vom Sozialismus vorgegaukelten ideologischen Gang auf Messers Schneide, war sensationell: Berwanger war – familienbedingt – Sozialdemokrat. Aus der Spannung zwischen sprödem, für unsere damalige Gesellschaftsordnung typischen Alltagsgrau und der von ihm geschaffenen kritisch-revolutionären Ausdrucksweise in der „Neuen Banater Zeitung“, erwuchsen unsere grathandlerischen Fähigkeiten, uns auf politischem Glatteis gefahrenfrei bewegen zu können, ohne auf die Sehnsucht des Kulturmenschen nach dem verlorenen Paradies, beziehungsweise die Sehnsucht des im tristen Kommunismus Gefangenen nach der Glitzerwelt des freien Westens aus den Augen zu verlieren! Wir lebten – trotz Diktatur – in einer unglaublichen Zeit, in welcher nichts auf der Welt unmöglich schien, wo unsere Zusammengehörigkeit weiter vertieft wurde, und wir das Gefühl hatten, zu einem erlesenen, großartigen Ganzen zu gehören.

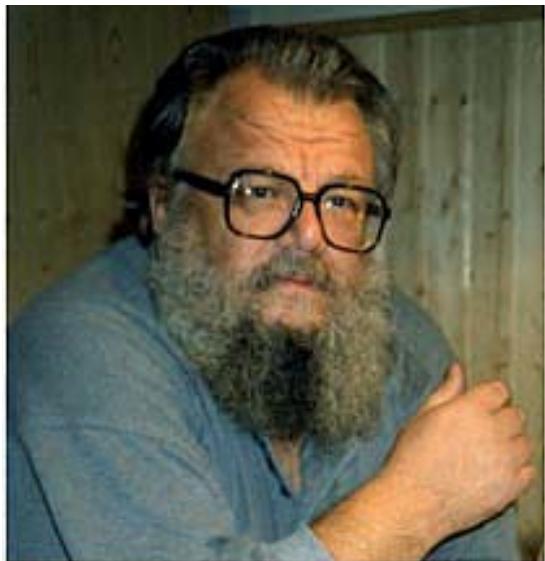
Trotz seines „streitbaren Geistes“, glauben noch viele an die Kraft und die Herrlichkeit des dichterischen Wortes und an die Unverwüstlichkeit der Bilder und Visionen, die Niki Berwanger in seinen Versen geschaffen hat. Und das über die Grenzen von Raum und Zeit hinaus!

Leben und Werk

NIKOLAUS BERWANGER (* 5. Juli 1935 in Freidorf, Rumänien; † 1. April 1989 in Ludwigsburg) war ein deutscher Schriftsteller, Journalist und Volkstumspolitiker. Er wurde als zweites von drei Kindern einer sozialdemokratischen banatschwäbischen Arbeiterfamilie geboren. Er besuchte die Volksschule in Freidorf und die Textilfachschule in Temeswar. Mit 15 Jahren war er jüngstes Mitglied des Deutschen Antifaschistischen Komitees in



Rumänien (Comitetul Antifascist German - Antifa). Über diese Organisation, gegründet 1949 von der Rumänischen Arbeiterpartei, kam er 1952 als Journalist zur deutschen Tageszeitung Neuer Weg, Bukarest. Ab 1958 war er in Temeswar „Neuer Weg“-Korrespondent für die Region Banat. Er machte einen Abschluss an der philologischen Fakultät der Temeswarer Universität (nach der politischen Wende 1989 „Universität des Westens“), Fachgebiet deutsche und rumänische Sprache und Literatur.[1]



Nikolaus BERWANGER, im Jahr 1989

Foto aus dem Internet

Berwanger war stellvertretender Vorsitzender des rumänischen Journalistenrates, Mitglied im Leitungsrat des Schriftstellerverbandes Rumäniens und der Temeswarer Schriftstellervereinigung, Mitbegründer und Leiter des Literaturkreises „Adam Müller-Guttenbrunn“. Im Jahre 1957 trat Nikolaus Berwanger der Rumänischen Arbeiterpartei bei, die 1965 in Rumänische Kommunistische Partei (RKP) umbenannt wurde. Er war stellvertretender Vorsitzender des Rates der Werktätigen deutscher Nationalität in Rumänien, Vorsitzender des Kreisrates Temesch der mitwohnenden Nationalitäten und Büromitglied des Kreisparteikomitees Temesch [3] – ein exponierter Funktionär, der auf Partei- und Staatsebene sowie in Bereichen des kulturellen Lebens zahlreiche Aufgaben wahrnahm.[2]

Am 3. Juli 1968 fand in Anwesenheit von Generalsekretär Nicolae Ceaușescu die „Beratung beim ZK der RKP mit Wissenschaftlern und Kulturschaffenden aus den Reihen der deutschen Nationalität“ statt. Die Teilnehmer waren die Genossen: Anton Breitenhofer, Arnold Hauser, Paul Schuster, Eduard Eisenburger, Carl Göllner, Carl Saal, Johann Wolf, Nikolaus Berwanger,

Hanns Schuschnig, Ewalt Zweier, Georg Scherg, Norbert Petri, Paul Schuller und Franz Liebhard, ebenfalls geladen waren Johann Szekler und Hedi Hauser.[4] Anfang November 1968 nahm Nikolaus Berwanger mit anderen Vertretern der deutschen Minderheit an Versammlungen zur Gründung der Kreisräte der Werktätigen aus den Reihen der mitwohnenden Nationalitäten teil. Der Titel des Berichts über die Gründung des Gremiums im Kreis Temesch lautete: „Alle unsere Kräfte zur Verwirklichung der Parteipolitik“. [5]

Ab 1969 bis zum Spätherbst 1984 war Berwanger Chefredakteur der „Neuen Banater Zeitung“, Temeswar, in der regelmäßig auch die Literatur-Beilage „Pipatsch“ in Banater Mundart erschien. In Temeswar versammelte Berwanger auch eine Gruppe junger Literaten um sich, aus der die spätere Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller und die Schriftsteller der so genannten „Aktionsgruppe Banat“, Richard Wagner, Horst Samson, Johann Lippet, Helmut Frauendorfer u. a. hervorgingen.[1] Berwanger unterstützte und schützte die rebellischen jungen Autoren vor den Angriffen der Securitate. Herta Müller kam später zu diesen Gruppe und Berwanger erkannte ihr beschränktes literarisches Potential (im Wesentlichen nur Parataxe – Häufung von Hauptsätzen). Die heutigen Ehrungen Herta Müllers am laufenden Band (kürzlich Verleihung des Heinrich Böll-Preises) sind schon schwer zu begründen, während andere - weniger bekannte Talente leer ausgehen.



Niki BERWANGER im Kreise seiner Zöglinge aus dem „Adam-Müller-Guttenbrunn-Literaturkreis“ in Temeswar, 1982.

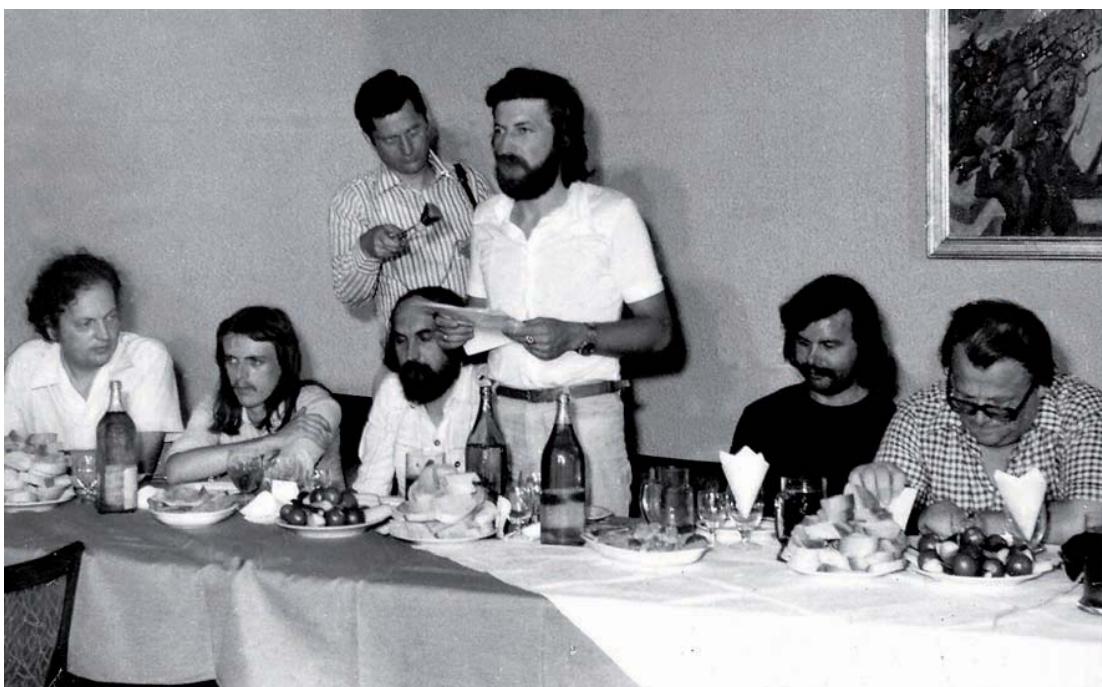
Von links Richard WAGNER, Horst SAMSON, Herta MÜLLER, Niki BERWANGER

Fotoarchiv: Horst SAMSON



Vorgewarnt durch seine Verfolgung und bevorstehende Anklage kehrte Berwanger im Herbst 1984 von einer Auslandsreise in die BRD nicht mehr nach Rumänien zurück. Er lebte zuerst in Ludwigsburg. Im Jahre 1987 war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar tätig. In den Jahren 1986 und 1987 folgten Aufenthalte als Gastdozent an den Universitäten von Portland und Albuquerque in den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1988 hielt Berwanger Lesungen und Vorträge in der Deutschen US-Botschaft, der Deutschen Schule Washington, der Maryland-Universität und der George Mason University in den USA.

Nikolaus Berwanger hatte aus seiner ersten Ehe mit Katharina Berwanger, geb. Wagner, zwei Kinder, Karin Astrid und Harald. Er war in zweiter Ehe mit Sigrid Eckert-Berwanger verheiratet und starb 1989 in Ludwigsburg.



Der alljährliche Höhepunkt des Temeswarer Literaturkreislebens – die Verleihung des AMG-Literaturpreises. Hier bedankt sich Horst Samson für den ihm zugesprochenen Preis (Juni 1982). Im Bild (v.l.) Eduard Schneider, Helmuth Frauendorfer, Franz Binder (Radio Temeswar, mit Mikrophon), William Totok, Horst Samson (stehend), Richard Wagner und Nikolaus Berwanger.

Fotoarchiv: Horst SAMSON

Die „Neue Banater Zeitung“ (NBZ), deren Chefredakteur Nikolaus Berwanger viele Jahre war, hat er nicht nur inhaltlich geprägt, sondern als leidenschaftlicher Vertreter der banatschwäbischen Mundartdichtung auch die Dialektbeilage „Pipatsch gegründet“ und (bis 1984) herausgegeben. Die NBZ, die „Pipatsch“ und die zahlreichen anderen Wochenbeilagen des Banater Ta-

gesblattes sowie zahlreiche kulturellen Aktionen der Zeitung waren von Bedeutung für die Banater Schwaben in einer wirtschaftlich und politisch schwierigen Zeit im Rumänien der 1970er und 1980er Jahre und haben sicherlich wesentlich zur Stärkung des Selbstbewusstseins dieser deutschsprachigen Minderheit beigetragen. Berwanger war auch Herausgeber des ersten Volkskalenders der NBZ (1978, ff). Von ihm stammen die Anregung und Dauerunterstützung für die Herausgabe einer fünfbandigen *Banater schwäbischen Volkskunde* (durch Hans Gehl und unsere Laien-Volkskundler: Erich Lammet, Karl Eugen Reb, Luzian Geier, Franz Pretz, Hans Klein, Walther Konschitzky, Annemarie Podlipny-Hehn, Nikolaus Horn u. v. a.). Diese Publikationsreihe ist durch den ersten Band „Heide und Hecke“ bekannt geworden und samt den weiteren vier Bänden im Temeswarer „Facla“ Verlag von 1972-1984 erschienen.

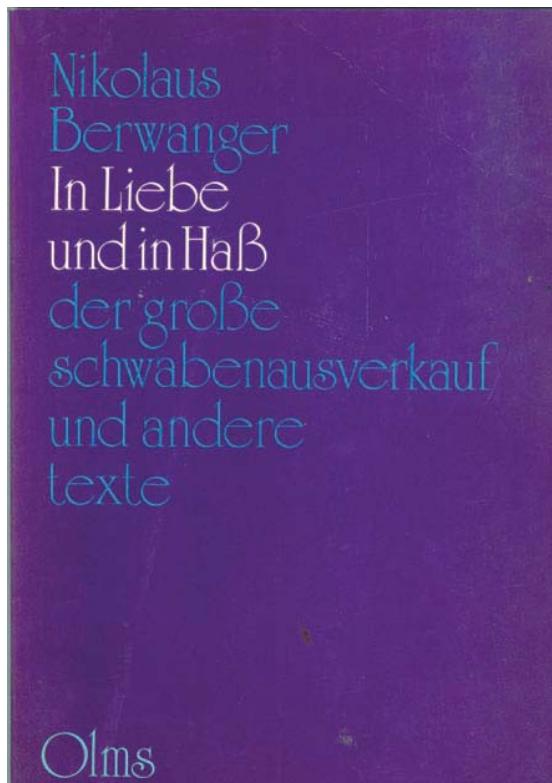
Die Manuskripte waren den Schikanen des jeweiligen Verlagsdirektors ausgesetzt und lagen bis zu zwei Jahren in der Schublade des Korrektors. Erst als Berwanger jeweils den Ersten Sekretärs des Komitats-Parteibüros darauf ansprach, erhielt der Druck jedes Bandes grünes Licht. Die erlaubten tausend Exemplare erschienen sofort und verschwanden alsbald in der kulturhunggrigen Leserschaft, die eine höhere Auflage forderte. (Doch die Zusammenarbeit mit ausländischen Verlagen um damit eine höhere Auflagezahl zu erhalten, war nur dem zentralen „Kriterion“-Verlag vorbehalten. Und nachdem der Herausgeber, Hans Gehl, 1986 ausgesiedelt war, verschwanden die paar Restexemplare auch aus den Antiquariaten). Doch Berwanger Initiativen wirkten nach und tun das bis heute.

NIKOLAUS BERWANGER war in Rumänien eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens und sein Bekanntheitsgrad innerhalb der banatschwäbischen Volksgruppe war groß. Im Mai 1987 schrieb er über jene Zeit:

„Ich habe bewusst Politik gemacht, unter nicht einfachen Bedingungen, mit dem Hauptziel, damals in Rumänien eine neue deutsche Kulturlandschaft zu



gestalten. (...) Ich dachte, die tägliche Kleinarbeit wäre ein bescheidener Beitrag zu erhoffter Erneuerung im Land. Ich und meine Freunde dachten, man könne tatsächlich über Bildung, über Literatur, über Kultur als Ganzes, auf den politischen Alltag wirklich Einfluss nehmen. Die kleine NBZ, jedoch mit einer täglichen Auflage von 20.000, konnte sich in der rumänischen Medienlandschaft zeigen, wurde allerdings zusehends „gefährlich“. Dabei hatten wir lediglich versucht, ein wenig Demokratie bzw. Pressefreiheit zu praktizieren, und keiner von uns war ein Held, wir haben nur viel später resigniert, als andere Personen oder Gruppen. (...) Ich fühlte mich für alle negativen Auswüchse des Sozialismus im damaligen Rumänien, für alle seine die Menschlichkeit verletzenden Erscheinungen mitverantwortlich; ich wollte verbessern, ich wartete auf die große Wende, ich wollte das für mich heilige Wort *Demokratie* vor das Wort Sozialismus setzen.“



*Lyrikband von NIKI BERWANGER:
"in Liebe und Hass", mit dem er seinem Ruf als
"Mann der Stunde" gerecht wurde*

Fotoarchiv: Dr. Zawadzki

Dabei darf der mutige und riskante Einsatz des Funktionärs Berwanger für kulturelle Belange der Banater Schwaben nicht vergessen werden, sei es die Erlaubnis

für das Abhalten von Trachtenbällen und Kirchweihfeiern zu erwirken oder kleine deutsche Orchester, Theatergruppen und Schulen – gegen den Zeitstrom – zu erhalten.

Dazu einige Stimmen.

MARGIT PFLAGNER: In den wenigen Jahren, die ihm in der neuen Heimat gegeben waren, hat er weiterhin publiziert, und hat - in seinen Gedichten, seiner Prosa und in seinen Artikeln sowie bei Lesungen und Vorträgen - wieder versucht: „die Situation seiner Heimat durch Dichtung einzukreisen, sie zu bewältigen, nicht nur für sich persönlich, sondern Worte zu finden, die Tragik, Zweifel und einen Rest von Hoffnung auszudrücken. Er ist (...) derselbe geblieben, ein Kämpfer [...], dessen Texte sich literarisch kaum einordnen lassen. Doch ist der Standpunkt, von dem aus er spricht, ein anderer geworden. Stand er bisher im Mittelpunkt des Geschehens, [...] so steht er jetzt außen, ein Außenstehender ist er geworden, mit großer Freiheit zum Sagen, der sich dennoch nicht lösen kann von dem, was er hinter sich lassen musste.“[6]

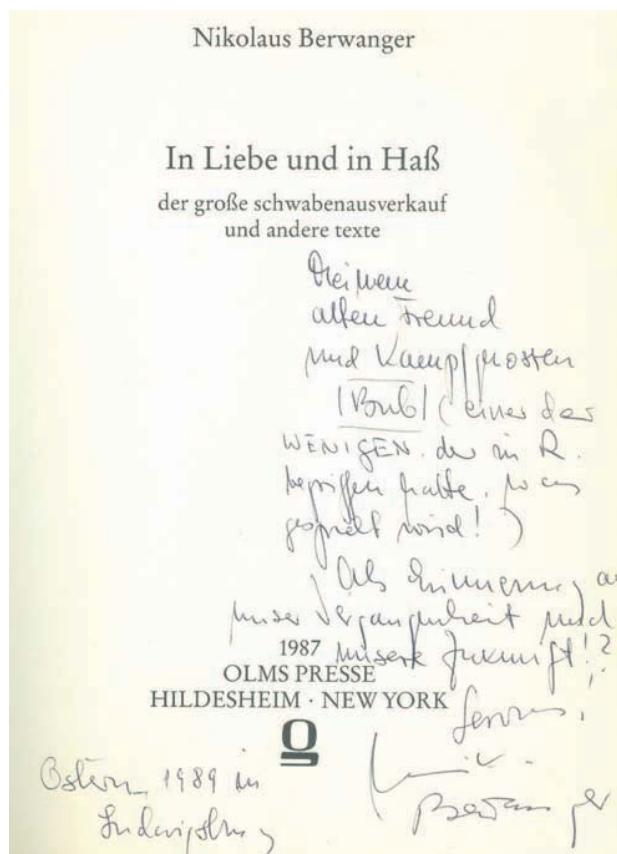
RICHARD WAGNER würdigte Berwanger 2006 in einem Vortrag auf dem Berwanger-Symposium in München. Er bezeichnete ihn darin als „Problemlöser“, als „Kopf einer kritischen Dialektlyrikschule in Temeswar“ und als „Mann der Stunde“: Zeitlebens war er eine umstrittene Persönlichkeit, ein aufrechter Charakter, ein unbequemer Kämpfer auf vielen verschiedenen Barrikaden, ein Idealist, der sich für seine Ideen, seine Sache selbstlos einsetzte, mit dem Risiko, schließlich bitter enttäuscht zu werden und mit der Einsicht, wie er selber in einem Gedicht bedauert, die Leiter an die falsche Wand angelegt zu haben. „Nikolaus Berwanger war als Parteifunktionär gewiss eine völlig untypische Erscheinung für die kommunistische Hierarchie. Gleichzeitig repräsentierte er einen Typus, für den es gerade in einer Diktatur, deren Gelenke, milde ausgedrückt, nicht mehr viel taugten, eine Menge zu tun gab. Er war ein Problemlöser. Hatte man irgendeine Hürde bei was auch immer zu bewältigen und wusste nicht weiter, ging man zu ihm. Zu den Hauptmerkmalen solcher Problemlöser gehörte es, jeden anzuhören, egal, was er vorzubringen hatte. Damit überschritten sie bereits den üblichen Verhaltenskodex des Systems. Sie wirkten nonkonformistisch und machten damit auf die Leute einen guten Eindruck.“ Und schließlich kommt Wagner zu einer doch sehr einseitigen Schlussfolgerung: „[...] da das kommunistische System uns heute als Rumpelkammer erscheint, gilt es vor allem die Leistungen in jenen finsternen Zeiten aus dem großen, kalten Strom der Geschichtsbewegung herauszuschälen, um ihre Bedeutung, vielleicht auch ihre Geschichtsmächtigkeit, dem Vergessen zu entreißen und sie zu uns, den Gegenwärtigen, sprechen zu lassen.“

DIETER MICHELBACH meint: „Nikolaus Berwanger gehört



zu den namhaften Persönlichkeiten der Banater Schwaben. Mit seinem Namen sind Identitätsbewahrung und politisches Handeln dieser Gruppe aufs engste verknüpft [...]. „Als Kulturpolitiker leistete er einen bedeutenden „Beitrag zur Umstrukturierung der Neuen Banater Zeitung“ [...] und setzte sich ein „für den Erhalt der deutschen Schulen in der Zeit des rumänischen Nationalkommunismus.“[7]

ELKE SABIEL stellt fest: „Berwanger war ein Macher, der das kulturelle Leben nachhaltig gefördert hat. [...] In seinem Beitrag „Das Verhältnis Nikolaus Berwanger zur AG Banat aus der Sicht der Securitate“ ging STEFAN SIENERTH auf die Position Berwangers im seinerzeitigen Machtgefüge ein. [...] Er nannte Dinge beim Namen und wies auf Missstände hin, war aber auch bereit, mit den Machträgern Kompromisse zu schließen. Unter Beobachtung der Securitate stand er seit den 1960er Jahren, wurde allerdings nicht übermäßig observiert, da er das Vertrauen der RKP genoss. Dennoch ist seine Secu-Akte über tausend Seiten stark! Über die jungen Autoren hielt er seine schützende Hand und öffnete die NBZ für kritische Themen.“[8]



Widmung von Niki BERWANGER an meinen Vater (sein Spitzname war "Bub" Zawadzki), mit den bedeutungsvollen Worten: "einer der WENIGEN, der in Rumänien begriffen hatte, was gespielt wird", signiert bei ihm zu Hause in Ludwigsburg, zu Ostern 1989, ein Woche vor seinem Tod
Fotoarchiv: Dr. Zawadzki

Obwohl er zur Nomenklatura gehörte, hat kein Landsmann soviel für den Erhalt der deutschen Kultur in Rumänien getan hat wie er. Seiner Liebe zur Banater Heimat, seinem kritischen Geist und seinem so unbeliebten Ehrgeiz ist es zu verdanken, dass viele deutschen Schulen, das Deutsche Theater, Presse, Bücher, Heimatmuseen und Trachtenfeste in einer kritischen Zeit existieren konnten. Dass wir heute im Rahmen unserer HOGs – ich spreche hier nicht nur für die HOG Temeschburg – unsere Ziele wie Pflege des Brauchtums und des kulturellen Erbes, Erhaltung des Zusammengehörigkeitsgefühls und das Auftreten in heimatlicher Verbundenheit – definieren und erreichen können, ist Berwangers nicht zu unterschätzenden Vorarbeit zu verdanken.

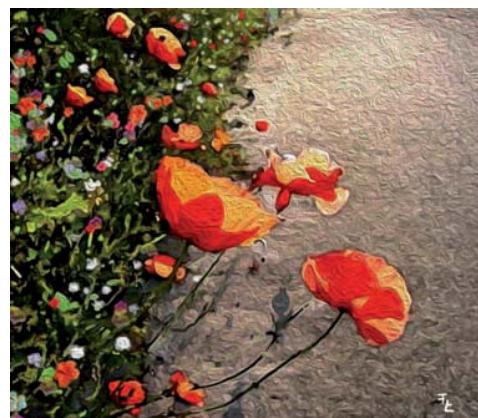
Der umfangreiche Nachlass Berwangers ist beim Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS), München, öffentlich zugänglich und wartet auf eine kritische Auswertung. Niki Berwanger hätte es längst verdient.

Quellen- und Literaturangaben

1. NIKOLAUS BERWANGER In: DR. ANTON PETER PETRI: *Biographisches Lexikon des Banater Deutschtums*. Marquartstein 1992, Spalte 128 f.
2. RICHARD SCHWARZ: Der Kreis des Niki Berwanger, Süddeutsche Zeitung, 17. Oktober 2009
3. Siebenbürgische Zeitung: Nikolaus-Berwanger-Symposium in München, 28. November 2006 (→ online)
4. MONICA BARCAN, ADALBERT MILLITZ: Die deutsche Nationalität in Rumänien, Kriterion Verlag, Bukarest, 1977, S. 55
5. Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien, Hannelore Baier: Das Jahr 1968 und die deutsche Minderheit, 11. Juli 2009 (→ online)
6. Neuer Weg, Bukarest, 9. November 1968
7. Österreichischer Rundfunk, Kennwort Literatur, Margit Pflugner, Studio Burgenland, 1986
8. Siebenbürgische Zeitung, Dieter Michelbach: Facettenreiche Persönlichkeit, 14. Januar 2007(→ online)
9. Allgemeine Zeitung für Rumänien, Elke Sabil: Einen Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur gibt es nicht, denn sie schreiben noch heute, 12. Mai 2012 (→ online)

Weblinks

Literatur von und über Nikolaus Berwanger im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek. Ein „Schwimmer gegen den Strom“ von Anton Zollner





NOBELPREIS FÜR PROFESSOR DR. STEFAN WALTER HELL

Höchste Auszeichnung für den aus Sanktanna stammenden Physiker, der auch Lenauschüler war

Es lag wohl in der Luft, dass ihm nach der zweithöchsten früher oder später auch die höchste wissenschaftliche Auszeichnung zugesprochen wird. Dass dies aber Schlag auf Schlag geschehen sollte, kam dann auch für Eingeweihte unerwartet. Im September 2014 hatte der norwegische König Harald dem Direktor des Max-Planck-Instituts für biophysikalische Chemie Prof. Dr. Stefan W. Hell in Oslo den Kavli-Preis überreicht, den die Norwegische Akademie der Wissenschaften, die Kavli-Stiftung und das Forschungsministerium jedes zweite Jahr vergeben. Laut der Begründung der Jury wurde der aus Sanktanna stammende Wissenschaftler für seine „bahnbrechenden Entwicklungen, die zur Fluoreszenzmikroskopie mit Nanometerauflösung führten und neue Anwendungen in der Biologie eröffneten“, zusammen mit Thomas W. Ebbesen von der Universität Straßburg und Sir John B. Pendry vom Imperial College London geehrt.

Nur wenige Wochen später, am 8. Oktober 2014, wurde Professor Hell vom Entscheid der Nobelpreis-Kommision in Kenntnis gesetzt, dass ihm und zwei amerikanischen Fachkollegen – Eric Betzig und William Moerner – der Nobelpreis 2014 für Chemie verliehen wurde. Die Königlich-Schwedische Akademie der Wissenschaften in Stockholm sprach den Forschern die hohe Auszeichnung für die Entwicklung der superauflösenden Fluoreszenzmikroskopie zu. „Lange Zeit wurde die optische Mikroskopie von einer vermuteten Begrenzung aufgehalten: Dass sie nie eine bessere Auflösung haben kann als die Wellenlänge von Licht ... Mit Hilfe fluoreszierender Moleküle haben die Chemie-Nobelpreisträger von 2014 dies auf geniale Weise umgangen. Ihre bahnbrechenden Arbeiten haben die optische Mikroskopie in die Nanodimension geführt“, nannte das Nobelpreis-Komitee als Begründung für die Vergabe des Preises. Durch das von Professor Hell entwickelte STED-Mikroskop (*Stimulated Emission Depletion*) und die von den beiden amerikanischen Forschern entwickelte monomolekulare Mikroskopie seien Voraussetzungen geschaffen worden, die in mehreren Forschungsbereichen neue Möglichkeiten aufzeigen; die Erfindungen der Chemie-Nobelpreisträger seien unter anderen sehr hilfreich bei der Erforschung von Krankheiten, auch von Parkinson und Alzheimer. Professor Hell hofft seine Technik auch in der Krebsforschung einsetzen zu können. Der Preis in Höhe von rund 880.000 Euro, den sich die Ausgezeichneten teilen, wird an Alfred Nobels Todestag, dem 10. Dezember, vom schwedischen König überreicht.

Durch die Erfindung des STED-Mikroskops gelang es Professor Hell, der neben dem Göttinger Institut – mit mehr als 700 Mitarbeitern das größte der Max-Planck-

von Dipl.-Ing. Josef LUTZ

Gesellschaft – auch die Abteilung Nano-Biophotonik am Deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg leitet, nur wenige Millionstel Millimeter (Nanometer) große Bestandteile lebender Zellen zu beobachten. Damit wurde es Forschern möglich, Molekülwanderungen in den Nervenenden von Hirnzellen zu verfolgen, ja sogar einzelne Stränge der menschlichen DNA sichtbar zu machen. Stefan Hell hat den Ehrgeiz, die STED-Mikroskopie und ähnliche Verfahren für jedes biomedizinische Labor der Welt zugänglich zu machen, es liegt ihm viel daran, auch den Krebs-forschern Werkzeuge bereitzustellen, um Dinge sichtbar zu machen, die mit bisherigen Methoden nicht beobachtet werden konnten. Seine neuen STED-Mikroskope werden von der Firma Leica in Mannheim und Göttingen bereits hergestellt und vermarktet. Um sich eine Vorstellung vom Aufwand zu machen, der für die Anschaffung eines solchen Mikroskops nötig ist, führt Bernd Müller, Physiker und ehemaliger Redakteur bei der Zeitschrift *Bild der Wissenschaft*, einen Vergleich an: Ein herkömmliches konfokales Laserscan-Mikroskop kostet etwa 100.000 Euro, Hells STED-Mikroskop das Zehnfache. Dennoch rechne Leica damit, „dass alle großen Mikroskopie-Labors auf der Welt in den nächsten Jahren ein STED-Gerät bestellen werden. Das wären dann schon einmal an die 200 Kunden. Die Mannheimer haben sich die exklusiven Schutzrechte für STED und auch – schon vor zehn Jahren – für Hells 4Pi-Mikroskopie gesichert.“



Prof. Dr. Stefan Walter HELL, bei der Verleihung seines Nobelpreises am 10. Dezember 2014

Fotoarchiv: Josef LUTZ

Stefan Hell wurde am 23. Dezember 1962 in Arad geboren und verbrachte die Kindheit und frühen Jugendjahre in seinem Herkunftsstadt Sanktanna. In den Jahren 1977-78 war er Schüler an der Lenauschule in Temeswar, dann siedelte die Familie nach Deutschland aus. In Ludwigshafen besuchte er das Carl-Bosch-



Gymnasium, wo er auch das Abitur ablegte, danach studierte von 1981-87 Physik an der Universität Heidelberg. Hier promovierte er 1990. Zwischen 1991-93 war er in Heidelberg, danach an der Universität Turku in Finnland an der Abteilung Medizinische Physik tätig. Hier entwickelte er das STED-Mikroskop. Im Jahre 1996 erfolgte seine Habilitation in Heidelberg, ein Jahr später wechselte er ans Max-Planck-Institut in Göttingen, mit dessen Leitung er 2002 betraut wurde; 2003 übernahm er auch die Leitung der Abteilung Nano-Bio-photonik am Deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg. Er ist Vater einer Tochter, Theresa, der Zwillinge Jonathan und Sebastian und seit Ende Juni 2015 hat er noch einen Sohn Benjamin-Wolfgang.

In einem Gespräch stellte die Süddeutschen Zeitung, München, Professor Hell die Frage: „Sie sind ja ein Spätaussiedler, ein Banater Schwabe. Wie hat das Ihr Leben beeinflusst?“ Seine Antwort: „Ja, man kann mich ohne diesen Hintergrund wahrscheinlich gar nicht verstehen. Ich stamme aus einem Dorf in Rumänien und bin mit 15 Jahren nach Deutschland gekommen. Vorher war ich in Temeswar übrigens auf dem gleichen Gymnasium wie die Literatur-Nobelpreisträgern Herta Müller.“ Weitere Aussagen Hells über seine Banater Herkunft und seinen Einstieg in Deutschland: „Bei uns zu Hause wurde Deutsch gesprochen und ich fühlte mich als Deutscher... Es gab schon ein paar Schwierigkeiten, [in Deutschland] Fuß zu fassen. Aber ich merkte dann schnell, dass ich in Temeswar auf eine sehr gute Schule gegangen war. Als ich in Ludwigshafen in die neunte Klasse gekommen bin, war ich meinen Mitschülern in Physik, Biologie und Chemie ein Jahr voraus.“

Ein Kollege Stefan Hells am Max-Planck-Institut, der Nobelpreisträger Prof. Erwin Neher, sagte in der Laudatio bei der Verleihung eines Preises: „Stefan Hell hat eine Tür aufgestoßen. Die Grenzen, auf die man stößt, wenn man diese Tür durchschreitet, sind ganz neuer Art und noch nicht im Detail bekannt“. An diesen Ausspruch lehnte Stefan Hell wohl vor einigen Jahren mit der Einschätzung seiner eigenen Erfindung an: „STED ist nur ein Loch in der Mauer, aber meine Leute und ich wollen die ganze Wand einreißen.“

Neben seinen Fachkollegen in aller Welt wünschen auch seine Banater Landsleute, dass dies dem Nobelpreisträger und seinem Forscherteam gelingt!

Wichtigste Preise, Ehrungen und Auszeichnungen:

2000 Preis der International Commission for Optics (ICO)
2001 Helmholtz-Preis für Metrologie, Co-Rezipient
2002 Berthold Leibinger Innovationspreis, 3. Preis, Co-Rezipient
2002 Carl-Zeiss-Forschungspreis des Ernst-Abbe-

Fonds im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
2002 Karl Heinz-Beckurts-Preis
2004 Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Preis der Berlin-Brandenburgischen Akademie
2006 10. Deutscher Zukunftspreis des Bundespräsidenten
2007 Cozzarelli-Preis der „Proceedings of the National Academy of Science“
2007 Julius-Springer-Preis für Angewandte Physik
2008 Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)
2008 Niedersächsischer Staatspreis
2009 Otto-Hahn-Preis für Physik
2009 Dr. h.c., Universität Turku, Finnland
2010 Ernst-Hellmut-Vits-Preis
2011 Familie-Hansen-Preis
2011 Körber-Preis für die Europäische Wissenschaft
2011 Göteborger Lise-Meitner-Preis 2010/2011
2011 Meyenburg-Preis
2011 Dr. h.c., Universität Vasile Goldis, Arad, Rumänien
2012 Wissenschaftspreis der Fritz Behrens-Stiftung
2013 Dr. h.c., Polytechnische Universität Bukarest, Rumänien
2013 Paul Karrer Medaille
2013 Carus-Medaille der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina
2014 Kavli-Preis für Nanowissenschaften
2014 Nobelpreis für Chemie

Die Preisgelder der hoch dotierten Auszeichnungen, mehrere in Millionen-Höhe, werden nahezu im gesamten Umfang für die Fortführung der Forschungsprojekte eingesetzt.

Der **Nobelpreis** ist eine seit 1901 jährlich vergebene Auszeichnung, die der schwedische Erfinder und Industrielle Alfred Nobel (1833 – 1896) gestiftet hat. In seinem Testament legte er fest, dass mit seinem Vermögen eine Stiftung gegründet werden sollte, deren Zinsen „als Preis denen zugeteilt werden, die im verflossenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben“. Das Geld sollte zu fünf gleichen Teilen auf die Gebiete Physik, Chemie, Physiologie oder Medizin, Literatur und Friedensbemühungen verteilt werden. Die Nobelstiftung wurde am 29. Juni 1900, vier Jahre nach dem Tod Alfred Nobels, gegründet, die ersten Preise 1901 verliehen. Der Nobelpreis gilt heute als die höchste Auszeichnung in den berücksichtigten Disziplinen und wird jedes Jahr an Nobels Todestag, dem 10. Dezember, verliehen. Der Friedensnobelpreis wird in Oslo übergeben, alle anderen Preise in Stockholm.